



Institut für
Pastorale Bildung



Erzdiözese
Freiburg

Herbstkonferenz 2018



Kirche im Klimawandel

Vom Wachsen und Vergehen kirchlicher Organismen



Institut für
Pastorale Bildung



Erzdiözese
Freiburg

Herbstkonferenz 2018

Kirche im Klimawandel

Vom Wachsen und Vergehen kirchlicher Organismen

Impressum

Herausgeber:



Institut für Pastorale Bildung – Karl Rahner Haus
Habsburgerstraße 107 • 79104 Freiburg

Redaktion:

Dr. Stefan Bonath
Franz-Peter Dussing
Patrick Eisenmann
Dr. Michael Gerber
Alexander Gromann-Bross
Heinz-Werner Kramer
Dr. Karsten Kreuzer
Dr. Susanne Ruschmann
Dr. Pascal Schmitt
Barbara Winter-Riesterer

Bildnachweis:

Foto: Umschlag
© iStock.com/sirastock

Die Quellennachweise der Autorenfotos
können bei der Redaktion erfragt werden.

Bezug:

Erzbischöfliches Seelsorgeamt, Vertrieb
Postfach 449 • 79104 Freiburg
Tel. 0761-51 44 115 • Fax 0761-51 44 76 115
vertrieb@seelsorgeamt-freiburg.de

Diese Ausgabe kann nachbestellt werden.
Bestellnummer: 02080718

Zum Download steht die Ausgabe unter folgendem
Link zur Verfügung: www.ebfr.de/herbstkonferenz2018

Druck:

Erzbischöfliches Ordinariat
Hauptabteilung 10 Zentrale Dienste
Referat: Hausmanagement – Hausdruckerei

Auflage 1.800 / April 2018

05 **Vorwort**

I. GRUNDSATZARTIKEL

09 **Atmosphärische Bedingungen für kirchliches Wachstum**

Am Beispiel der Fresh Expressions of Church

von *Sabrina Müller*

16 **Architekten des Neuanfangs**

Die Bewältigung der Krise des babylonischen Exils in der Priesterschrift

von *Barbara Schlenke*

21 **Wie wächst Kirche?**

von *Michael Gerber*

II. PRAKTISCHE ZUGÄNGE

27 **Da wächst was Neues**

youngcaritas Deutschland

von *Irene L. Bär*

31 **Kirche wächst**

Erste Erfahrungen im neuen Quartier „FRANKLIN“ in Mannheim

von *Bernd Brucksch und Richard Link*

35 **Wachsen im Loslassen: Der Weg der Clarissen-Kapuzinerinnen aus Balsbach**

von *Sr. Eva-Maria Burger mit Konvent*

- 39** **Schulseelsorge – ein Dienst der Kirche an der Schule**
von Peter Grünewald
- 42** **Wachstum aus der Sicht eines Biolandwirts**
ein Gespräch mit Stephan Jehle
- 46** **Jugend-Alphakurs zwischen Thermomix und Werwolf-Spiel**
von Stefan Märkl
- 49** **Kirche als Marke?**
Eine Aufbruchserfahrung
von Michael Schlegel
- 53** **Ein Erfahrungsbericht zum Chor Maranatha in Buchen**
von Jochen Schwab
- 56** **Mut zur Lücke**
von Michael Schweiger
- 58** **Material- und Literatursammlung**

Kirche im Klimawandel

Vom Wachsen und Vergehen kirchlicher Organismen

„Denkt nicht mehr an das, was früher war; auf das, was vergangen ist, achtet nicht mehr! Siehe, nun mache ich etwas Neues. Schon sprießt es, merkt ihr es nicht?“ (Jes 43, 18f).

Oft zitiert, besteht bei diesem Jesajawort die Gefahr, es im Sinne einer „Durchhalteparole“ zu missbrauchen. „Wir müssen nur genau hinschauen, dann entdecken wir Spuren des Wachstums“ – solche Aussagen lösen in nicht wenigen Hörerinnen und Hörern gerade im kirchlichen Kontext deutliche Widerstände aus. Die Situation ist ambivalent: Da gibt es Neuaufbrüche. Wir stoßen auf Menschen, die neu zum Glauben gefunden haben, oder begegnen motivierten ehrenamtlich Engagierten, die sich mit Kreativität und Herzblut einbringen. Menschen engagieren sich trotz bisweilen hoher beruflicher und familiärer Belastungen mit sehr viel zeitlichem Einsatz im Bereich der Kirche. Es gibt nicht wenige, die sich im Sinne des „Salzes der Erde“ trauen, in einem Unternehmen oder im politisch-gesellschaftlichen Engagement Position zu beziehen.

Zugleich kennen wir zur Genüge gegensätzliche Erfahrungen. Wer mit einigermaßen wachen Sinnen unterwegs ist, für den oder die sind gerade im kirchlichen Kontext Abschieds- und Sterbeprozesse unübersehbar. „Wir haben noch ...“ oder „Früher hatten wir ...“ und „Es ist abzusehen, dass ...“ – so beginnen nicht wenige unserer Sätze. Den damit verbundenen Schmerz gilt es erst zu nehmen und keinesfalls zu beschönigen. Wer in der Trauerbegleitung tätig ist, der weiß, wie wichtig es ist, diesen Prozessen und ihrer Eigendynamik den angemessenen Raum zu geben, damit der Übergang in eine neue Lebensphase möglich ist. Der oder die Verstorbene und die damit verbundene Beziehung werden als schmerzliche Lücke empfunden. Das ist keine Kleinigkeit. Denn unsere Persönlichkeit ist wesentlich durch die Beziehungen gereift, die wir als intensiv empfunden haben. Somit hat ein Trauerprozess auch viel mit der eigenen Identität zu tun. Dies gilt sowohl für den persönlichen, zwischenmenschlichen Bereich als auch für Sterbeprozesse in einer sozialen Größe wie der Kirche. Wer die ursprünglich identitätsbildende Funktion dessen, was da betrauert wird, nicht ernst nimmt, der begibt sich in die Gefahr, die Ausprägung von Kränkungen bei eben jenen Menschen zu begünstigen. Auch manche innerkirchlichen Spannungen, die wir seit Jahrzehnten zwischen „traditionell“ und „progressiv“ erleben, dürften darin eine ihrer Ursachen haben.

Doch sind wir herausgefordert, noch eine weitere Dimension zu berücksichtigen: Der Mensch ist auf Wachstum und Lebensweitergabe ausgerichtet. Diese Grundausrichtung bezieht sich nicht nur auf Fortpflanzung im engeren Sinne. Vielmehr durchwirkt sie die unterschiedlichsten Lebensvollzüge und

damit auch die Art und Weise, wie jemand sein Engagement in der Kirche erlebt. Immer wieder hören wir gerade im pastoralen Kontext eine Klage über das „Zuviel“. In vielen Fällen lassen sich dafür auch messbare Faktoren finden. Aber – gibt es im „Zuviel“ nicht leider immer wieder die Erfahrung des „Zuwenig“? Was passiert, wenn ich – gegebenenfalls über Jahre – erlebe, dass in dem Bereich, in dem ich mich engagiere, nichts mehr wächst, sondern ich bestenfalls den unaufhaltsamen Rückgang nur ein wenig „entschleunigen“ kann? Es ist nicht zu unterschätzen, was möglicherweise in der Seele eines Menschen vorgeht, wenn er oder sie am Ende einer Arbeitsphase feststellen muss: „Als ich vor zehn Jahren kam, waren es noch ... – heute sind es nur noch ...“ Diese Gegenüberstellungen sind hauptberuflich und ehrenamtlich in der Kirche Engagierten und Mitarbeitenden hinlänglich bekannt.

Die Frage nach erlebbarem und gestaltbarem Wachstum im kirchlichen Kontext ist also keine Nebensächlichkei. Sie berührt grundlegende Dimensionen der menschlichen Existenz. Bisweilen reagieren wir auf die beschriebenen Erfahrungen nach dem Motto. „Wenn man nur an dieser oder jener Stellschraube drehen könnte ...“ Aber die Kirche ist keine Maschine, die man einfach durch geschickte Interventionen nachjustieren kann. Nein, sie ist ein lebendiger, differenzierter Organismus. Wir wissen aus der Medizin, wie komplex die einzelnen Bereiche eines Organismus aufeinander bezogen sind.

Verstehen wir die Kirche als Organismus, dann kommen wir bei der Frage nach Wachstumsbedingungen nicht umhin, uns mit der kirchlichen „Genetik“ zu beschäftigen. Als „Leib Christi“ findet die Kirche gut paulinisch in Jesus Christus ihr Maß und ihre Urform. Schauen wir unter diesem Gesichtspunkt auf das Leben Jesu, so wird dies zu einer großen Herausforderung. Auch wenn Jesus von Anfang an mit vielen Widerständen zu kämpfen hat, so ist doch sein Lebensweg für uns bleibende Richtschnur: Er pflegt einen glaubwürdigen Lebensstil, greift in der Verkündigung die Verstehenswelt seiner Hörerinnen und Hörer auf, wendet sich den Ausgegrenzten zu und formt eine Gemeinschaft, ohne dabei diejenigen zu vernachlässigen, die sich nicht dauerhaft an ihn binden wollen oder können. Das wären gute Voraussetzungen für eine Erfolgsgeschichte. Doch am Ende des irdischen Lebens Jesu steht bekanntlich das Kreuz. In sicherem Abstand dazu finden wir mit Petrus einen führenden Jünger, der jämmerlich versagt hat, sowie eine versprengte Schar. Unter dem Kreuz selbst halten bestenfalls noch zwei, drei Getreue aus bis zum Schluss.

Wenn der Geburtsvorgang der Kirche in jener österlichen Dynamik ihren Ursprung hat und wenn es primäre Aufgabe der Kirche ist, ein Raum der Vergegenwärtigung für Jesus Christus selbst zu sein, dann muss die Kirche, dann müssen ihre Glieder damit rechnen, dass sich das, was wir an Ostern feiern, in immer wieder neuen Formen auch heute vollzieht. Das Matthäusevangelium schließt mit der Zusage Jesu an seine Jünger, bei ihnen gegenwärtig zu bleiben „bis zum Ende der Welt“. Die Jünger erhalten den Auftrag, das Evangelium „zu allen Völkern“ zu bringen (vgl. Mt 28,18-20). In diesem Sendungsauftrag Jesu können wir eine Korrelation zur eingangs beschriebenen Grundbefindlichkeit, Leben zu wecken und Leben zu fördern, finden. Was wir in der Botschaft des Auferstandenen aber vergeblich suchen, ist eine Beschreibung, in welcher Form und Größe die Kirche „am Ende der Zeiten“ da steht. Dies bleibt offen. Ist dies eine radikale Absage an alle Fantasie, sich das kirchliche Leben als einen letztlich doch mehr oder weniger linearen Wachstumsprozess vorzustellen?

Das Wachstum, das die neutestamentlichen Schriften beschreiben, hat viel mit Brüchen und Zusammenbrüchen zu tun. Das ist an Ostern so und das findet sich auch bei der frühen Kirche. Die Apostelgeschichte beschreibt dies sehr plastisch am Beginn des achten Kapitels. Durch die Verfolgung im Gefolge der Steinigung des Stephanus wird die Kirche in Jerusalem auseinandergerissen (vgl. Apg 8, 1). Wir können kaum ermessen, was das für die Betroffenen bedeutet hat. Die einzige damals bekannte Sozialform von Kirche überhaupt – es gab bis dato Kirche ausschließlich als Jerusalemer Gemeinde – wird vernichtet. Wie tragisch, dass es sich dabei um eine Gemeinschaft mit einem sehr glaubwürdigen Lebensstil handelte. Sie waren „ein Herz und eine Seele“ – vgl. die Ausführungen in Apg 4,32ff. Doch ist auffallend, was dann passiert. Die ersten Christinnen und Christen scheinen das eingangs zitierte Jesajawort genau gelesen zu haben. Sie fangen gar nicht erst an, den Zustand der Urgemeinde wieder herzustellen. Sondern die erfahrene Vernichtung wird für sie zum Impuls, in neuer Form Kirche zu leben. „Die Gläubigen, die zerstreut worden waren, zogen umher und verkündeten das Wort.“ (Apg 8,4).

Ostern und damit verbunden die Erfahrungen mit dem Auferstandenen haben zutiefst ihr Herz geprägt. So können sie einige Jahre später verstehen, dass sich jetzt unter veränderten Bedingungen, im Zusammenbruch ihrer Urgemeinde diese österliche Dynamik vergegenwärtigt. Ihr Herz ist so geformt, dass sie in der Lage sind, sich in Dienst von bislang ungekannten und noch kaum sichtbaren Wachstumsprozessen nehmen zu lassen. Es ist ein Wachstum im Widerspruch: Äußerlich sichtbar sind nur die Trümmer – und doch wächst gerade hier Kirche. Die äußere Form verändert sich, doch die Genetik bleibt: Es sind Menschen, die aus der Beziehung zum Auferstandenen leben und nach Wegen suchen, andere Menschen in diese Beziehung mit hineinzunehmen. Daraus entsteht eine Gemeinschaft, ein Netzwerk „von Herz zu Herz“, das gerade die Sorge um die Benachteiligten mit einschließt.

Das vorliegende Heft und die damit verbundenen Herbstkonferenzen 2018 in den einzelnen Dekanaten der Erzdiözese Freiburg wollen dieser „Genetik“ der Kirche und der damit verbundenen Dynamik auf die Spur kommen. Die Grundlagenartikel zeigen wichtige biblisch-theologische Koordinaten auf. Es folgt eine ganze Reihe von Erfahrungsberichten. Bei Wachstumsprozessen gilt, anders als in der digitalen Welt: Lebensvorgänge lassen sich nicht kopieren, sondern allenfalls „kapieren“ – d. h., es gilt zu verstehen, welche Gesetzmäßigkeiten, Haltungen, Grundeinstellungen zeigen sich hier? Wo könnte das Erkannte auch an anderer Stelle bedeutsam werden?

In diesem Sinne wollen die Herbstkonferenzen 2018 zu einem mehrdimensionalen Prozess anregen:

Miteinander Verstehen: Wie lässt sich Wachstum im Licht des Evangeliums begreifen? Worin liegt für uns die Zusage, wo die bleibende Herausforderung? Woran machen wir eigentlich fest, dass etwas wächst? Bewusst findet sich im vorliegenden Heft auch ein Artikel der Balsbacher Schwestern. Diese Gemeinschaft wird es in einigen Jahrzehnten definitiv nicht mehr geben. Und doch lassen sich hier sehr bemerkenswerte Wachstumsprozesse studieren – in gewissem Sinne gut biblisch „Wachstum im Widerspruch“.

Gegenseitiger Austausch: Die Reflexion der Herbstkonferenzen 2017 „Geistliche Prozesse in Systemen“ hat sehr deutlich gezeigt, dass es bei den kirchlich Engagierten eine große Sehnsucht gibt, Formen des

geistlichen Austausches zu pflegen, bei dem das Resonanz findet, was die Einzelnen im Herzen bewegt. An diesem Thema werden wir dranbleiben. Die Herbstkonferenzen 2018 knüpfen daran bewusst an: Nachösterliches Wachstum setzt voraus, dass Menschen miteinander in tiefem Austausch stehen. Wo dies gelingt – so die Erfahrung der ersten Christen –, zeigt sich der Auferstandene: Als die beiden Rückkehrer von Emmaus mit den in der Stadt Zurückgebliebenen ihre unterschiedlichen Erlebnisse austauschen, erfahren sie plötzlich den Auferstandenen als gegenwärtig (vgl. Apg 24,36).

Gemeinsames Wagnis: Die Entstehung der jungen Kirche ist eine Geschichte voller Wagnis. Es geht nicht um Beliebigkeit. Das Leben aus der Schrift und der Beziehung zu Jesus Christus ist bleibende Voraussetzung. Zugleich bleiben Steinigungen und Schiffbrüche nicht aus. Doch erfahrbar wird hier eine neue Solidarität, die wir gerade heute brauchen. Nicht alle können aufs Schiff steigen oder sich auf den Areopag wagen. Und doch lebt Kirche da, wo sich ihre einzelnen Glieder in ihren unterschiedlichen Aufgaben wechselseitig und wertschätzend mittragen.

In diesem Sinne wünsche ich uns SEINE Gegenwart in unserem Suchen und Ringen.

Im Namen des Redaktionsteams

+ *Michael Gerber*

Dr. Michael Gerber
Weihbischof

Atmosphärische Bedingungen für kirchliches Wachstum

Am Beispiel der Fresh Expressions of Churchⁱ

Einleitung

In der Church of England wird häufig das Bild des Treibhauses als Metapher für kirchliche Erneuerung gebraucht. Das Sinnbild steht dabei nicht für Hierarchie und Strukturen, sondern beschreibt relationale atmosphärische Bedingungen. Diese sind diffus und liquid, schwierig zu fassen und können nicht kurzerhand programmatisch umgesetzt werden. Sie sind aber die Grundvoraussetzung für ein Klima, bei dem, um im Bild des Gartens zu bleiben, alte Pflänzchen der *Pro Specie Rara*ⁱⁱ, traditionelles Gemüse und frische Züchtungen gleichzeitig entstehen können. Im folgenden Artikel werden diese atmosphärischen Bedingungen kirchlicher Erneuerung anhand der Fresh-Expressions-Bewegung reflektiert. In dieser Bewegung und ihrem Zusammenspiel mit der traditionellen etablierten anglikanischen Volkskirche, der Church of England, zeigen sich viele klimatische Faktoren, die ekklesiales Gedeihen ermöglichen.

Fresh Expressions of Church

Im Treibhaus der Church of England gedeihen mittlerweile vielfältige und diverse kirchliche Pflanzen. Das Klima hat sich so weit verändert, dass kirchliche Biodiversität u. a. in Gestalt der Fresh Expressions of Church (fxC) entsteht, sich entwickeln und Gestalt annehmen kann. Wie sehen diese fxC-Pflanzen nun aber aus? Was definiert sie? Wie viele davon gibt es?

Der Begriff „fresh expressions of Church“ entstand während der Erarbeitung des *Mission-shaped*

*Church reports*ⁱⁱⁱ in den Jahren 2002 bis 2004. Er wird in der Church of England für Gemeinden verwendet, die nicht parochial strukturiert sind und unabhängig von Ortsgemeinden funktionieren. Den Verfassenden des Berichtes war es wichtig, einen Begriff zu kreieren, der nicht polarisiert und eine Brückenfunktion zwischen Tradition und Innovation, dem neuen Missionskontext und den historischen Gegebenheiten der Church of England übernehmen kann. Dies gelang mit dieser Begriffskonstruktion, weil sie in Anlehnung an das Ordinationsgelübde entstand. Jede ordinierte Person verspricht darin, das Evangelium jeder Generation *afresh* zu vermitteln.^{iv} Dies impliziert schon eine Herausforderung an ordinierte Personen, christliche Inhalte und Lebensgestaltung, Kirche und Tradition zu kontextualisieren und zu übersetzen. Zusätzlich dazu wurde die Bewegung und Nomenklatur seit Anbeginn vom Erzbischof von Canterbury gestützt und gefördert. Gerade das Vorwort des damaligen Erzbischofs Rowan Williams in *Mission-shaped Church* erwies sich als einflussreich. Rowan Williams betonte darin, dass es viele Formen und Wege gebe, in denen die Realität Kirche existieren könne; das territoriale Prinzip sei eine davon, aber: „*What makes the situation interesting is that we are going to live with variety.*“^v 2006 wurde eine Definition ausgearbeitet, die das Phänomen genauer beschreibt: „*A fresh expression is a form of church for our changing culture, established primarily for the benefit of people who are not yet members of any church. It will come into being through principles of listening, service, incarnational mission and*

making disciples. It will have the potential to become a mature expression of church shaped by the gospel and the enduring marks of the Church and for its cultural context.^{vi}

In der Definition wird der Fokus auf drei Bereiche gerichtet. Der erste Teil charakterisiert die fxC. Dabei steht nicht primär ihre Neuheit im Zentrum, sondern ihre Fähigkeit zur Kontextualisierung und Übersetzung von Theologie, Ekklesiologie und spiritueller Erfahrung. Der zweite Teil beschreibt den Entstehungsprozess und gleichzeitig die der fxC zugrunde liegenden Werte. Dieser Prozess basiert auf folgender Überzeugung: *„Loving service will always come before worship service.”*^{vii} Im dritten Teil wird auf die Ekklesiologie Bezug genommen. Darin wird den fxC zugestanden, sowohl Kirche im Werden als auch schon ganz Kirche zu sein^{viii}: *„[...] fresh expressions of church are defined in part by what they aspire to be (a mature church) rather than what they already are. To some degree that is the case for any Christian community.”*^{ix}

FxC richten sich auf ihren jeweiligen Kontext aus. Deshalb stehen, wie vorgängig erwähnt, keine Modelle, sondern bestimmte, kollektive Werte im Vordergrund. Der Gemeinnsinn wird darüber gestiftet. Die Werte wurden ergänzend zur Definition erarbeitet und charakterisieren die fxC. Sie lauten folgendermaßen: *„missional – serving people outside church; contextual – listening to people and entering their culture; formational – making discipleship a priority; ecclesial – forming church.”*^x

Besonders hervorzuheben ist die missionale^{xi} Grundhaltung. Durch diese kann die Fresh-Expressions-Bewegung im weltweiten missionalen Diskurs verortet werden. Zusätzlich dazu ist auf die ausgeprägte Orientierung der fxC an der theologischen Figur der Trinität hinzuweisen.^{xii}

Zahlen, Daten und Fakten

Mittlerweile gibt es zwischen 2000 und 3000 fxC in der Church of England.^{xiii} Davon treffen sich

56 Prozent nicht in Kirchenräumen, sondern nutzen lokale Örtlichkeiten, an denen sich die Menschen gerne aufhalten. Die Treffpunkte variieren enorm – das können beispielsweise Cafés, Schulen, Fitnesscenter, Secondhand-Läden, Arbeitsplätze, Gemeinschaftsräume von Wohnquartieren oder die eigenen Küchen sein. So ist der Treffpunkt von *Riverforce*, eine fxC unter Polizistinnen und Polizisten, ein Polizeirevier in Liverpool, das Zuhause von T.A.N.G.O., einer diakonisch-sozialen fxC, ein Secondhand-Laden in Haydock und die Räumlichkeiten von *Church at the Centre* befinden sich in einem Gesundheits- und Gemeinschaftszentrum in Bolton. FxC sind sowohl im urbanen wie auch im ruralen Raum gleichermaßen anzutreffen.

Wegen ihrer Grundwerte zielen fxC auf kontextuelle Multiplikation im Kleinen; so beträgt die Durchschnittsgröße nur 43,7 Personen. Dieser kleine familiäre Rahmen ermöglicht ein tragendes Beziehungssystem und zielt auf Nachfolge. Geleitet werden die fxC überwiegend (52,8 %) von Frauen. Es bestehen aber nach wie vor augenfällige Unterschiede bei den Anstellungsverhältnissen. Annähernd drei Viertel der Männer leiten eine fxC in einem Anstellungsverhältnis, im Gegensatz dazu engagiert sich der größte Teil der Frauen auf freiwilliger Basis. Grundsätzlich zeigt sich aber insgesamt in der ganzen Bewegung ein hohes Engagement von Freiwilligen. 52 Prozent der Leitungspersonen haben als Laien keine theologische Aus- oder Weiterbildung.

Atmosphärische Bedingungen für kirchliche Erneuerung

Ein komplexes System von unterschiedlichen Einflussfaktoren hat das Klima in der Church of England verändert. Neben historischen Gegebenheiten und Bewegungen, gesellschaftlichen Faktoren und strukturellen Anpassungen waren und sind

schlussendlich zwischenmenschliche Prozesse ausschlaggebend. Diesen wird gerade in Diskussionen zur Kirchenentwicklung und in tatsächlichen Restrukturierungsprozessen von Kirchen wenig Beachtung geschenkt.

Erlaubnis

Zentral für eine Atmosphäre der kirchlichen Erneuerung, wie sie sich bei den fxC in der Church of England zeigt, ist *Erlaubnis*. Der ehemalige Erzbischof von Canterbury, Rowan Williams, spielte dabei eine Schlüsselrolle. Williams zeigte ein großes Interesse an und eine Verbundenheit mit den fxC. Er kannte viele der jungen Kirchen persönlich, besuchte Pionierinnen und Pioniere und ermutigte immer wieder zu kirchlichen Experimenten. Sowohl der Erzbischof als auch Bischöfinnen, Bischöfe und Pfarrpersonen schufen nach und nach eine Atmosphäre der Erlaubnis, in der diverse kirchliche Pflanzen zu gedeihen begannen. Legitimation zur Innovation fungierte als Katalysator. Erlaubnis zeigt sich als wichtiges Fundament, auf dem Erneuerung erst möglich wird. In diesem Zusammenhang ist Erlaubnis ein zutiefst ekklesiologischer Term, der Raum schafft für kirchliche Kreativität und Innovation.^{xiv}

Fehlerfreundlichkeit

Hand in Hand mit der Erlaubnis zur Innovation geht die Erlaubnis, Fehler zu machen und zuzulassen. Gerade bei den fxC zeigt sich, dass es kirchliche Erneuerung erfordert, Dinge ausprobieren zu können. Das Risiko, Fehler zu machen und zu versagen, muss in Erneuerungsprozessen eingegangen werden. Wandel braucht Freude am Ausprobieren, eine große Portion Mut und eine fehlerfreundliche Kultur. Das ist für Menschen aus dem deutschsprachigen Kontext zumeist schwieriger als für die Angelsachsen. Gerne setzen Menschen in der Schweiz und Deutschland auf ein Konzept, das ein 100-prozentiges Gelin-

gen garantiert. Eine Atmosphäre der Erneuerung kann diese Sicherheit jedoch nicht gewährleisten, denn Versagen und Wiederaufbau gehören dazu. Von Pionierinnen und Pionieren in der Church of England ist wiederholt zu hören, dass es besser sei, etwas auszuprobieren und zu scheitern, als nie einen Versuch zu wagen. Doch nicht nur in der Church of England wird eine fehlerfreundliche Atmosphäre gefördert, auch Papst Franziskus forderte 2014 zu Fehlerfreundlichkeit auf: *„Habt Mut! Schlagt neue Richtungen ein! Fürchtet Euch nicht vor den Risiken, wenn Ihr auf die Armen und die Menschen zugeht, die gerade beginnen, im Kontinent ihre Stimme zu erheben. Reißt die Türen auf [...] Reißt die Türen auf! Ihr werdet Fehler machen, Ihr werdet anderen auf die Füße treten. Das passiert. Vielleicht wird sogar ein Brief der Glaubenskongregation bei Euch eintreffen, in dem es heißt, dass Ihr dies oder jenes gesagt hättet [...] Macht Euch darüber keine Sorgen. Erklärt, wo Ihr meint erklären zu müssen, aber macht weiter [...] Macht die Türen auf. Tut dort etwas, wo der Schrei des Lebens zu hören ist. Mir ist eine Kirche lieber, die etwas falsch macht, weil sie überhaupt etwas tut, als eine Kirche, die krank wird, weil sie sich nur um sich selbst dreht [...]“*^{xv}

Mut zum Kleinen

Neben der Fehlerfreundlichkeit ist der Mut zum Kleinen ein wesentlicher atmosphärischer Faktor für kirchliche Erneuerung. Im Mut zu kleinen Gemeinden von zwölf bis 60 Personen zeigt sich Innovation. Ein gutes Beispiel dafür ist „Sorted“, eine fxC im Norden Bradfords. Die fxC ist in einem sozial schwierigen Gebiet gelegen und umfasst ungefähr 150 Jugendliche. Im Norden Bradfords sind sowohl die Jugendarbeitslosigkeit, die Schwangerschaftsrate bei Jugendlichen als auch der Drogenkonsum hoch. Die Familiensysteme sind häufig zerrüttet oder gar nicht mehr vorhanden. Die meisten der Jugendlichen hatten

in ihrem Leben noch nie Kontakt zur Kirche. Dies ist das Setting, in dem die fxC Sorted beheimatet ist. Was sich nun bei Sorted zeigt, ist, dass die ursprüngliche fxC mittlerweile ein Dach für drei Kirchen bietet. Die fxC besteht aus drei Jugendkirchen, die durch gemeinsame Werte verbunden sind. *Sorted 1, 2 und 3* liegen ungefähr zwei Kilometer voneinander entfernt. Obwohl die Distanzen gering sind, zeigte sich, dass die Kontexte der Jugendlichen Unterschiede aufweisen. Dazu kam, dass ab einer Größe von 50 Personen der relationale und familiäre Rahmen nicht mehr aufrechterhalten werden konnte. Anstatt weiter anzuwachsen, entschied Sorted, sich kontextuell zu reproduzieren. So kam es dazu, dass diese fxC aus drei verbundenen und doch separaten Kirchen besteht. *Sorted 1 und 3* liegen in Quartieren mit Sozialwohnungen, *Sorted 2* in einem Quartier des bürgerlichen Mittelstandes. Zukunftsperspektiven, Sinnfragen und Interessen der Jugendlichen unterscheiden sich. Der Mut zum Kleinen zeigt sich gerade bei Sorted darin, dass das Ziel nicht eine große Jugendkirche ist, sondern die kontextuelle kleinräumige Multiplikation. Dennoch bleiben die Grundwerte gleich: „*By young people – for young people: The ethos of Sorted is, that it seeks to enable young people and young adults to engage with Jesus Christ in a way that fits their social and cultural back-ground.*“^{xvi} Wie am Beispiel von Sorted wie auch bei unzähligen anderen fxC ersichtlich wird, ist kirchliche Erneuerung ein kontextueller Vorgang. Sowohl durch ihren *Mut zum Kleinen*, den starken Akzent auf Nachfolge und individuelle Förderung von Menschen, aber auch um die Pluralisierung aufzuschlüsseln, ist kirchliche Erneuerung kontextuell verortet. Für eine Kirche, die in der pluralen Gesellschaft akzeptierte Gesprächspartnerin sein möchte, ist es wesentlich, regional und landesweit wahrgenommen zu werden. Gleichzeitig muss aber ein täglicher Prozess der Erneuerung lokal und kontextuell verortet sein.

Kontextualität

In den fxC ist kaum eine leitende Person anzutreffen, die den Kontext und die Statistiken der Region nicht genau kennt. Die kontemplative fxC Moot geht so weit, dass sie im Heimatquartier, dem Finanzbezirk Londons, regelmäßig Befragungen durchführt. Zudem kennt sie auch aus Seelsorgegesprächen, durch Freundschaften und Beziehungen zu Menschen vor Ort die Bedürfnisse des Kontextes. So hat Moot in ihren Kirchen-Räumlichkeiten ein ruhiges Café eröffnet, bietet Meditation und Kontemplation über Mittag für gestresste Manager an und führt Diskussionsgruppen zu Sinnfragen im Pub durch. Moot selbst besteht aus 90 Personen, die sowohl in der Banker- als auch in der Künstlerszene zu Hause sind. Damit der Kontext wirklich wahrgenommen werden kann, ist eine „Geh-Struktur“ vonnöten – und die fxC haben diese Mentalität des Hingehens, denn es sind Kirchen, Christinnen und Christen, Pfarrpersonen, Diakoninnen und Diakone, Freiwillige usw., die zu den Menschen hingehen, in deren Kontext leben und so gemeinsam mit den Menschen Kirche kontextuell gestalten.

Amtsverständnis

Dabei zeigt sich auch ein Wandel im Amtsverständnis. Angestellte Personen sind nicht primär dazu da, Angebote zu gestalten, sondern sie werden zu Ermöglichenden. Sie schaffen das Klima und die geistlichen Räume für eine *mixed economy*. Ihre Aufgabe besteht mehr in der Begleitung und Ermutigung der Menschen, das Priestertum aller Glaubenden zu leben, und darin, ganz unterschiedliche Ausdrucksformen von Kirche, egal welcher Gesellschaftsschicht oder welcher Kultur diese angehören, zusammenzuhalten. Kirchliche Angestellte haben im Kleinen wie im Großen episcopale Funktionen inne. Sie betreuen ekklesiale Vielfalt und schaffen Einheit (nicht Einheitlichkeit!) in der Diversität.

Freiraum schaffen

Grundsätzlich haben in einer Atmosphäre der Erneuerung angestellte Personen, unabhängig der Hierarchieebene, die Aufgabe, Platz und Raum zu schaffen. Dies ist wiederum bei den fxC im Umgang mit Individuen sichtbar. Eine von den fxC eingenommene, wichtige Funktion besteht darin, individuell und in Gemeinschaft Raum zu schaffen für religiöse Erfahrungen, Sprachfindung und Sinndeutung, die sich auf die „Präsenz Gottes in der Welt und bei den Menschen [...]“ bezieht.^{xvii} Religiöse Erfahrungen, alltäglicher Lebensvollzug, Freude und Leid haben Platz und werden gemeinsam gedeutet.

Empowerment

So ist ein weiterer Klimafaktor, der sich auf allen (Leitungs-)Ebenen manifestiert, eine Grundhaltung der Wertschätzung und des strukturellen und individuellen Empowerments. Wertschätzung in dem Sinne, dass andere theologische und praktische Zugänge zu Kirche, Theologie und Glaube nicht nur toleriert, sondern akzeptiert und gefördert werden. Wertschätzung auch in dem Sinne, als Andersartigkeit in Partnerschaft und nicht in Konkurrenz mündet. Ersichtlich ist dies unter anderem in der Diözese Liverpool. Diese bezeichnet sich als *mixed economy* bzw. Fluss- und See-Diözese. Offiziell werden in dieser Ortsgemeinden und fxC ebenbürtig behandelt. Die Diözese weist aus, dass 62 Prozent ihrer Gemeinden Ortsgemeinden und 38 Prozent fxC sind.

Des Weiteren zeigt sich das Empowerment bei den fxC auch darin, dass über die Hälfte von Laien geleitet werden und sich viele Freiwillige in verantwortlichen Funktionen betätigen. Das Priestertum aller Glaubenden wird aktiv, gerade durch die individuelle Begleitung und den Aufbau theologischer Sprachfähigkeit, gefördert. So sind 16-jährige Jugendliche in Sorted im Stande, ekklesiologisch zu argumentieren, sie wissen, warum

sie Kirche sind, und sind stolz darauf, dass „ihrer“ Kirche diese Würde vom Bischof zugesprochen wurde.

Relationale Ekklesiologie

Schlussendlich zeigt sich, dass eine sich erneuernde Kirche über eine großzügige Ekklesiologie verfügt, in der unterschiedliche Ausdrucksformen von Kirche Raum finden und als Kirche wahrgenommen und akzeptiert werden. Durch ihre Diversität ist eine solche Kirche auch besser im Stande, einer pluralistischen Gesellschaft zu begegnen. Als Dünger solchen kirchlichen Wandels dient das Sendungsbewusstsein. Wie bereits gezeigt wurde, hat sich das Missionsverständnis im Laufe der Jahre drastisch verändert. Die *Missio* im Sinne der *Missio Dei* wurde dabei zu einem Bestandteil der Ekklesiologie. Dies bestimmt die Atmosphäre in zweierlei Hinsicht. Zum einen dadurch, dass die Kirche sich selbst im Dienst und Auftrag des Reiches Gottes versteht. Zum anderen dadurch, dass Kirche aus der Gelassenheit heraus agieren kann, dass Gott in der Welt schon aktiv am Werk ist und dass ihre Aufgabe darin besteht, zu beobachten und zuzuhören, was Gott tut, und erst dann aktiv zu werden. Vor diesem Horizont wird menschliches Tun zuerst einmal relativ. Denn Gottes Taten gehen voraus und die Kirche in ihren vielfältigen Ausdrucksformen kann sich kontextuell an der Sendung Gottes beteiligen. Das bedingt aber, dass Kirche eine hörende und beobachtende Kirche wird. Eine Kirche, die auf Gott und die Menschen, den Kontext, die Gesellschaft hört und sich dann an der *Missio Dei* beteiligt. So wurde Rowan Williams auch nicht müde zu betonen, dass Kirche weniger ein Angebot als vielmehr ein Geschehen ist: „*Church happens, when people gather around the risen Jesus.*“^{xviii} Dieses Geschehen ereignet sich durch Individuen, die sich in Gemeinschaft dem Heiligen aufmerksam zuwenden. Dabei ist Kirche theologisch gesprochen das Geschehen der

Sammlung von Menschen um die Trinität. Dieses Ekklesiologieverständnis macht sich, zumindest in England, am Nicänuum-Konstantinopolitanum fest. Dessen Kriterien, „eine, heilige, katholische und apostolische“ Kirche zu sein, sind zentral und bezeichnen ein relationales Geschehen, das Kirche erst zur Kirche macht.^{xix} Dabei bezeichnet „eine“ die Beziehung von Glaubenden untereinander; „heilig“ meint die Zuwendung und Partizipation an der Trinität; „Katholisch“, im Sinne von allgemein, steht für die Beziehung zum weltweiten Leib Christi und „apostolisch“ bezeichnet die auf dem Sendungsbewusstsein basierende Beziehung zur Welt. Beziehung und Gemeinschaft sind Themenfelder, die Priorität in der kirchlichen Erneuerung, wie sie sich in den fxC zeigt, haben. Relationale Beziehungen stehen vor institutionellen Strukturen. So sind die Beziehungswege zwischen den unterschiedlichen Hierarchiestufen kurz. Diese relationale Atmosphäre mündet in ein dialogisches Grundmotiv, das sich gerade in der Praxis wieder zeigt. Dialog ist ein kontextuelles Fundament, auf dem fxC gründen. Zugleich ist es eine der zentralsten atmosphärischen Bedingungen, die Erneuerung ermöglichen. Schlussendlich münden die diversen atmosphärischen Bedingungen in eine dialogisch-relationale Ekklesiologie. Dabei wird Kirche nicht über ihre Praxis, Angebote, Institutionen oder Gebäude definiert, sondern anhand eines dialogischen Beziehungsgeschehens.

Dieses findet zwischen christlicher Gemeinschaft, Welt, weltweitem Leib Christi und der theologischen Figur der Trinität statt. Ziel ist es, Raum zu schaffen, damit kleine Anteile des Reiches Gottes, in aller menschlichen Begrenztheit, erlebt, geteilt und reflektiert werden können. Und dass diese Erfahrungen in lebensdienliche Perspektiven und Handlungen im Alltag münden.

Atmosphärische Bedingungen kirchlicher Erneuerung sind nicht durch Konzepte herbeizuführen. Sie basieren auf Mentalitätsveränderungen bei Angestellten, Ehrenamtlichen und Freiwilligen und umfassen alle kirchlichen Leitungsebenen. Sie sind gekennzeichnet durch eine neue Großzügigkeit: Großzügigkeit beim Erteilen von Erlaubnis, im Umgang mit Fehlern und Scheitern, im Verteilen von Lob und Ermutigung. Großzügigkeit beim Gewähren von Freiraum und ganz grundlegend im Ekklesiologieverständnis. Wenn in dieser Atmosphäre gehackt, gesät und gepflanzt wird, wächst mehr als Unkraut. Am Beispiel der Church of England ist zu sehen, dass in diesem Klima vielfältige kirchliche Pflanzen wachsen und gedeihen können.

Der erste Schritt des atmosphärischen Mentalitätswandels spielt sich im Kopf jedes Einzelnen ab. Er beginnt mit dem persönlichen Bild von Kirche, mit dem, was jede Person unter Kirche versteht und als Kirche gelten lässt.

- i Dies ist eine überarbeitete, gekürzte und angepasste Version eines Beitrags, der zuerst erschienen ist in: DÜRR, WALTER/KUNZ, RALPH (Hg.): Gottes Kirche re-imaginieren: Reflexionen über die Kirche und ihre Sendung im 21. Jahrhundert, Münster 2016, S. 75-100.
- ii Pro Specie Rara bezeichnet kulturhistorische Pflanzen, die nahezu vom Aussterben bedroht waren und nun bewusst wieder kultiviert werden. Vgl. <https://www.prospecierara.ch/de/home>, (gesehen am 22.7.2016)
- iii Graham Cray et al., *Mission-Shaped Church: Church Planting and Fresh Expressions of Church in a Changing Context* (London: Church House, 2004).
- iv The Church of England is part of the One, Holy, Catholic and Apostolic Church worshipping the one true God, Father, Son and Holy Spirit. It professes the faith uniquely revealed in the Holy Scriptures and set forth in the catholic creeds, which faith the Church is called upon to proclaim afresh in each generation. „Canons of the Church of England 7th Edition“, 117, September 14, 2012, <http://www.churchofengland.org/about-us/structure/churchlawlegis/canons/section-c.aspx#Head1-75>.
- v Cray et al., *Mission-Shaped Church*, v.
- vi Loveday Alexander et al., *Mission-Shaped Questions: Defining Issues for Today's Church*, ed. Steven Croft (London: Church House Publishing, 2008), 9; David Goodhew, Andrew Roberts, and Michael Volland, *Fresh! An Introduction to Fresh Expressions of Church and Pioneer Ministry* (London: SCM Press, 2012), 75; Alan Smith et al., *Fresh Expressions in the Mission of the Church: Report of an Anglican-Methodist Working Party*. (London: Church House Publishing, 2012), 38.
- vii Alexander et al., *Mission-Shaped Questions*, 10.
- viii Vgl. Sabrina Müller, *Fresh Expressions of Church – Beobachtungen und Interpretationen einer neuen Kirchlichen Bewegung* (Zürich: Theologischer Verlag Zürich, 2016), 42f.
- ix Alexander et al., *Mission-Shaped Questions*, 10.
- x www.freshexpressions.org.uk/ask/define (Zugang 23.7.14).
- xi Der Begriff „missional“ geht auf ein Forschungsprojekt des GOCN, „The Gospel and our Culture Network“ www.gocn.org, zurück. Die Resultate wurden in Darrell Guder u.a. (Hg.), *Missional Church*, Grand Rapids 1998, veröffentlicht. „Missional“ bezieht sich auf eine Ekklesiologie, die in ihrem Wesen und Handeln vom Leitgedanken der Missio Dei bestimmt ist. Im Gegensatz dazu steht eine Ekklesiologie, die Mission als eine unter vielen Tätigkeiten der Kirche wahrnimmt. Vgl. Müller, *Fresh Expressions of Church – Beobachtungen und Interpretationen einer neuen Kirchlichen Bewegung*, 292–296.
- xii *Ibid.*, 262–292.
- xiii Die Bewegung hat sich jedoch ökumenisch global verbreitet und so gibt es sowohl in unterschiedlichen europäischen Ländern als auch in Australien, Kanada, Neuseeland, Südafrika, den USA usw. fxC. Die Fresh-Expressions-Bewegung ist zu einem weltweiten Phänomen geworden, das über Denominationsgrenzen hinaus die Zusammenarbeit von Kirchen fördert.
- xiv Vgl. *ibid.*, 92.181.
- xv „Katholisch Bl.bs | Was Der Papst Wirklich Sagte“, accessed March 20, 2014, <http://www.katholisch.me/artikel/2013/06/14/was-der-papst-wirklich-sagte/>.
- xvi Die Zitate stammen aus eigenen Gesprächs- und Beobachtungsprotokollen vom Juli 2013.
- xvii Thomas Schlag, *Öffentliche Kirche: Grunddimensionen einer praktisch-theologischen Kirchentheorie* (Zürich: Theologischer Verlag, 2012), 110.
- xviii Cray et al., *Mission-Shaped Church*, vii.
- xix Vgl. Müller, *Fresh Expressions of Church – Beobachtungen und Interpretationen einer neuen Kirchlichen Bewegung*, 269ff.

Sabrina Müller

Dr. Sabrina Müller forscht im Themenbereich Praktische Theologie am Zentrum für Kirchenentwicklung an der Universität Zürich und ist Lehrbeauftragte für Praktische Theologie an der Theologischen Fakultät der Universität Zürich. Ihre momentanen Forschungsschwerpunkte: religiöse Erfahrungen und ihre lebensgestaltende Kraft, Alltagstheologie, Suizidverarbeitung, Kirchenentwicklung und missionale Bewegungen wie fresh expressions of Church.

Kontakt: sabrina.mueller3@uzh.ch



Architekten des Neuanfangs

Die Bewältigung der Krise des babylonischen Exils in der Priesterschrift

Selbstverständnis in Trümmern

Die Katastrophe kam in Wellen. 598 v. Chr. belagerten die babylonischen Truppen Jerusalem, plünderten es und ließen zahlreiche Angehörige der Oberschicht deportieren. Von Angst und Ohnmacht der Bevölkerung zeugen bis heute die Jeremiaerzählungen. 587 v. Chr. schien das Schicksal Israels besiegelt. König Nebukadnezar II. und seine Truppen eroberten Jerusalem, der Tempel wurde zerstört, die Oberschicht Jerusalems und Judas ins Exil verschleppt, von der alten jüdischen Bevölkerung blieb nur das sogenannte „Volk des Landes“ zurück, eine Schicht kleiner Leute, politisch ohne Bedeutung, abhängig von den Landbesitzern.

Nun, am Ende des Exils, macht sich erneut Unsicherheit breit. Es deutet sich an, dass die Tage der babylonischen Herrschaft gezählt sind. Doch die Säulen des Selbstverständnisses Israels sind weggebrochen. Eine nationale Identität, die den Zusammenhalt des Volkes garantiert, gibt es nicht mehr. Das Volk ist zerstreut: in Babylon, in der ägyptischen Diaspora, im Land verblieben. Die staatlichen und kultischen Institutionen sind weggefallen – wer soll den Bestand der Theologie, des Glaubens und der Religion sichern? Mit dem Verlust der Staatlichkeit stehen auch Glaube und Theologie in Frage. Wie kann Gott noch auf dem Zion anwesend sein? In der altorientalischen Welt wäre es durchaus üblich gewesen, den Sieg über ein Volk auch als Sieg über seinen Gott zu interpretieren. Dann liegt es nahe, sich der Verehrung der mächtigeren Götter des siegreichen Volkes anzuschließen. Israel muss sich fragen, ob Babylon

nicht vielleicht auch in kultureller Hinsicht dem im Vergleich doch eher rückständig wirkenden Israel überlegen ist. Es ist leicht vorstellbar, wie attraktiv die babylonische Kultur und Baukunst auf einen Israeliten gewirkt haben muss. Wäre es nicht besser, den veränderten Bedingungen Rechnung zu tragen und sich in die neue Welt einzufügen?

Wenn Israel als Israel überleben will, dann muss es ein neues Selbstverständnis entwickeln. Einer der Texte, die sich an der systematischen Erarbeitung eines solchen neuen Selbstverständnisses beteiligen, ist die Priesterschrift. Die Zukunftsvision Israels, die sie entwirft, beginnt mit der Vergangenheit. Die Autoren der Priesterschrift sind hervorragende Kenner der alten Erzählungen. Wie sie sich an ihnen orientieren, zeigt, wie sehr sie die Überlieferungen schätzen. Und doch: Sie schaffen zunächst ein eigenes Werk neben der bestehenden Geschichtserzählung. Anders als andere Autoren des Alten Testaments bearbeiten die Verfasser der Priesterschrift die Texte der Vergangenheit nicht – sie erzählen sie neu. Denn gefragt werden sie nicht um neue Perspektiven, die über das Bekannte hinaus auf einen Neubeginn weisen.

Ein „neues“, uraltes Fundament

Doch worauf bauen, wenn die alten Sicherheiten nicht mehr tragen und alles zur Diskussion gestellt scheint? Die Verfasser der Priesterschrift beginnen am Anfang, vielleicht beim Einzigen, was ihnen noch sicher erscheint: Diese Welt ist von Gott geschaffen. Der Beginn des priesterschriftlichen Werkes ist der Schöpfungshymnus, der heute noch die

hebräische und christliche Bibel in Gen 1,1-2,4a eröffnet.

Gegen das erlebte Chaos in der Welt setzten die priesterschriftlichen Autoren die Erfahrung einer geordneten Schöpfung. Die sieben Schöpfungstage sind durch die Schöpfungswerke in eine klare Struktur gerückt. Den Rahmen bildet die Zeit: Am ersten Tag wird mit dem Wechsel von Tag und Nacht die Tagesstruktur geschaffen, am vierten, „mittleren“ Tag die Möglichkeit gegeben, mithilfe der Gestirne die Festzeiten zu bestimmen, und am siebten Tag wird die Unterscheidung von Arbeitszeit und Ruhe als Grundlage geschaffen. Dazwischen wird am zweiten und dritten Tag die Erde als Lebensraum ausgestaltet, am fünften und sechsten Tag die Erde durch die Lebewesen bevölkert. Die Grundpfeiler der Schöpfung sind so bestimmt: Lebensraum und Lebewesen gehalten in der Zeit.

Sich wiederholende Formulierungen verleihen dem Schöpfungshymnus seinen Rhythmus: „Und Gott sprach“, „Und so geschah es“, „Und Gott sah, dass es gut war“, „Und es wurde Abend und es wurde Morgen“. Immer wieder variiert die Abfolge leicht. Denn die Wiederholungen bezeugen Stabilität, kein Erstarren. In der Besinnung auf den in ihnen ausgedrückten Grundrhythmus der Welt gelingt der Priesterschrift die Transformation der negativen Stimmungslage in die neue Gelassenheit: Mit dem göttlichen Wort korrespondiert die Tat. Die geschaffene Welt ist „gut“ – das meint vor allem auch „lebensdienlich“. Vom ersten Tag an wird es Abend und wird es Morgen, immer wieder.

In einer solchen Welt kann der Mensch seinen Platz einnehmen. „Abbild Gottes“ ist der Mensch nach der Priesterschrift. Für die altorientalischen Leser ein Schlagwort mit Sprengkraft: „Abbild

Gottes“ – das ist normalerweise der König. Die Priesterschrift überträgt diesen Titel auf alle Menschen – männlich und weiblich, fügt sie hinzu, um ganz sicher zu gehen. Jedem Menschen ist die königliche Würde zugesprochen. Mit der Würde kommen auch die Aufgaben: „Seid fruchtbar und mehret euch, füllt die Erde und unterwerft sie euch und herrscht über die Fische des Meeres, über die Vögel des Himmels und über alle Tiere, die auf der Erde kriechen“ (Gen 1,28). Vor dem Hintergrund der Königsideologie, auf die hier angespielt wird, kann diese Aussage nur eines bedeuten: Nehmt die königlichen Aufgaben für die Welt wahr, indem ihr ihre Ordnung bewahrt und schützt. Die Aufrechterhaltung der Ordnung der Welt ist das vornehmste Ziel des altorientalischen Königs. Viel ist diskutiert worden über das Wort „unterwerfen“. Es kann negativ im Sinne einer Gewaltherrschaft interpretiert werden. Auch die Verfasser der Priesterschrift wissen, dass nicht jeder König ein guter König ist, sie haben es am eigenen Leibe erfahren. Vielleicht wählen sie deshalb diesen doppeldeutigen Begriff: Die menschliche Macht kann unterwerfen und vernichten. Wird sie aber ihrem königlichen Zweck nach ausgeübt, ist Verantwortung für die Welt ihr Ziel.

Über-Lebensraum im Chaos

„So ist die Welt aber doch nicht“, möchte man dem Schöpfungshymnus entgegenhalten. „Bricht nicht an allen Ecken und Enden das Chaos hinein?“ Gerade vor dem Hintergrund des babylonischen Exils ist die Priesterschrift nicht blind gegenüber der Realität. Ausbeutung, Vernichtung, Bedrückung und Blutvergießen sind für sie eine Lebenswirklichkeit, die den Lebensraum der Erde grundlegend schädigt. Und so gibt sie der schmerzhaften Erfahrung des Chaos ihren Raum und zeigt direkt zu Beginn ihrer Fassung der Flut-

erzählung einen anderen, möglichen Blick auf die Welt: „Die Erde aber war vor Gott verdorben, die Erde war voller Gewalttat. Gott sah die Erde an und siehe, sie war verdorben“ (Gen 6,11f.). Ein größeres Gegenbild zur Beschreibung der Erde am Ende des Schöpfungshymnus ist kaum denkbar: „Gott sah alles an, was er gemacht hatte: Und siehe, es war sehr gut“ (Gen 1,31).

Doch beide Sichtweisen bleiben nicht einfach mögliche Alternativen der Betrachtung und als unterschiedliche Lebenserfahrungen nebeneinander stehen. Die Lebenserfahrung des vernichtenden Chaos, symbolisiert im Chaoswasser der Fluterzählung, ist nicht vollständig ohne eine andere Erfahrung: Für diese Welt geht es auch immer weiter. Jeder, der eine Krise durchlebt hat, kennt diese Spannung zwischen dem „Alles ist zu Ende“-Gefühl und dem „Und es geht doch weiter“. Und so steht der Beschreibung des desolaten Zustandes der Welt am Anfang der Flutgeschichte ein anderes Bild an ihrem Ende gegenüber. Der Bogen in den Wolken als Zeichen des Bundes Gottes mit den Menschen wird begleitet von Gottes Zusage: „Und ich werde meines Bundes gedenken, der zwischen mir und zwischen euch und zwischen allen Lebewesen ist: Und nicht mehr sollen werden die Wasser zu einer Flut, um zu verderben alles Fleisch“ (Gen 9,15). Die Welt vor und nach der Flut ist keine grundsätzlich andere. Es ist keine Rede davon, dass nach der Flut ein Ende aller Gewalttat steht. Und zugleich ist nach der Flut alles anders: In ein Leben in dieser Welt lässt sich Vertrauen haben – den Unterschied macht der Bund Gottes.

Wie aber von der einen Sicht zur anderen kommen? Wie das Vertrauen wieder erlangen, dass es weitergeht in dieser Welt? In der Flutgeschichte ermöglicht die Arche den Übertritt. Bevor die Flut beginnt, ist der Darstellung eine breit gestaltete Gottesrede vorangestellt, in der Gott Noah

die Anweisung zum Bau der Arche übermittelt. Im Kontrast von idealer Schöpfungsordnung und Gefährdung der Welt entwickelt der priesterschriftliche Erzähler sein Bild von der Arche als Über-Lebensraum, der seine Bewohner vor der Flut bewahrt. Die Arche soll Lebensraum sein, gerade auch im Kontrast zur erfahrenen Wirklichkeit, und Symbol des Rettungshandelns Gottes.

Bund Gottes und Arche stehen für den Unterschied zwischen zerstörender Lebensfeindlichkeit und einer Welt, in der es sich gut leben lässt. Beide Begriffe werfen noch Fragen auf. Lässt sich diesem erzählerisch gewonnenen Bund Gottes trauen? Und was soll die reale Entsprechung zur Arche sein? Auf beide Fragen muss der weitere Verlauf der Priesterschrift Antworten finden.

Auf den Bund bauen

Wer die Geschichte Abrahams in der Priesterschrift liest, wird zunächst enttäuscht sein. Statt der bekannten lebensfrohen Darstellungen mit allen Höhen und Tiefen des menschlichen Lebens, wie sie die anderen biblischen Autoren bieten, ist das Leben Abrahams hier auf wenige, skizzenhaft wirkende Notizen reduziert. Es scheint fast, als würde der Erzähler in Stichpunkten die Lebensgeschichte Abrahams durchgehen, um einen geeigneten Ansatzpunkt zu finden für seine Erläuterungen des Bundes. Er findet ihn dort, wo die größte Lebenskrise Abrahams, die Kinderlosigkeit seiner Frau Sara, zur Verhandlung kommt (Gen 17). Plötzlich wird der Text detailreich – und lebendig. Statt stichwortartiger Notizen finden sich nun breit angelegte Gottesreden.

Die Art und Weise, wie die Priesterschrift in diesem Text den Bund Gottes mit Abraham kennzeichnet, unterscheidet sich grundlegend von

allen bis dahin bekannten Bundesvorstellungen. Bislang kannte man den Bundschluss allein als gegenseitigen Vertrag. Der Zusage Gottes entsprach die Erfüllung von Geboten und Pflichten durch den Menschen. Ein solcher Bund konnte vom Menschen gebrochen werden. Das babylonische Exil war in der Vergangenheit unter diesem Vorzeichen interpretiert worden: Die Schuld Israels habe zu der desolaten Situation geführt, so eine herrschende Ansicht. In der Priesterschrift jedoch redet Gott ausschließlich von „meinem Bund“ – „mein Bund“, das bedeutet die Alleinverantwortlichkeit Gottes. Das völlig neue Bundesverständnis der Priesterschrift basiert einzig und allein auf der Treue Gottes zu seiner Zusage und Verheißung. Dem „Machen-müssen“ des Menschen, das immer das Risiko des Scheiterns in sich trägt, wird eine Absage erteilt – und damit auch den Selbstwürfen. Was von Abraham verlangt wird, ist das Eintreten in diesen Bund durch das äußere Zeichen der Beschneidung.

Welchen Sprung des Vertrauens das Eintreten Abrahams in diesen Bund braucht, wird deutlich in seiner Reaktion auf die Bundeszusage Gottes. Die ganze Zerrissenheit der psychischen Reaktion wird in zwei kurzen Aussagen beschrieben: Abraham fällt vor Gott nieder (Gen 17,17a) und lacht zugleich (Gen 17,17b). Abraham versucht die Spannung aufzulösen durch eine Art „Kompromissvorschlag“, der wenigstens realistisch erscheint: „Wenn nur Ismael vor dir am Leben bleibt!“ (Gen 17,18a). Die einzige Reaktion Gottes ist die Wiederholung seiner Zusage „Nein, deine Frau wird dir einen Sohn gebären und du sollst ihm den Namen Isaak geben. Ich werde meinen Bund mit ihm aufrichten als einen ewigen Bund für seine Nachkommen nach ihm“ (Gen 17,19). Es ist nicht erzählt, was Abraham zu der Entscheidung bringt, dieser Bundeszusage zu vertrauen. Berichtet ist allein, dass er die Beschneidung an sich und Ismael

vollzieht – und von der Geburt Isaaks. Das Leben des israelitischen Lesers, der sich als Nachkomme Isaaks versteht, ist von Anfang an auf die Bundeszusage seines Gottes gegründet.

Ein Heiligtum der befreienden Nähe Gottes

„Ich nehme euch zum Volk und ich werde euch Elohim sein“ (Ex 6,7a) – gezielt klingt im Ziel des Exodus die Bundeszusage Gottes an Abraham an. Doch als Mose den Israeliten die befreiende Botschaft Gottes bringen will, heißt es: „Und die Kinder Israels hörten nicht auf Mose vor Kleinmut und harter Arbeit.“ Die Israeliten sind gefangen – in Ägypten, aber auch in der Last der Arbeit. Diese harte Arbeit ist es auch, die verhindert, dass die Israeliten auf Mose hören. Die Schwere der Arbeit nimmt ihnen den Freiraum zu einem eigenen Gedanken. Es gelingt ihnen nur langsam, dass, was sie knechtet, auch loszulassen.

Wie sehr und wozu es Freiheit und Ruhe braucht, wird deutlich am Höhepunkt der priesterschriftlichen Darstellung: Die Errichtung der „Wohnung“ JHWHs in der Wüste (Ex 25,1-26,30 mit Ex 29,45,46). Die Anweisung zum Bau des Heiligtums bekommen die Israeliten ausgerechnet am siebten Tag, am Sabbat. Statt Kult- oder Sabbatordnung erhält Israel am siebten Tag nach der priesterschriftlichen Darstellung Einblick in die Gestalt des himmlischen Urbildes der Wohnung JHWHs. Das mit der Ruhe Gottes am siebten Tag der Schöpfung eingestiftete Prinzip bleibt nicht mehr allein im Bereich des Göttlichen, sondern kann sich in der Welt realisieren. Wenn diese Wohnung JHWHs als quaderförmiges Gebilde aus Holz mit einer darüber liegenden Zeltkonstruktion vorgestellt wird, erinnert sie in vielem an die Arche der Flutgeschichte. Wie diese soll das neue Heiligtum Gottes rettend-befreiende Gegen-

wart in der Welt erfahrbar werden lassen. So ist das Heiligtum real gewordener Ort der erlebten Freiheits- und Gotteserfahrung. In dieser Freiheit und dieser Gottesbeziehung kann Gott sich niederlassen: „Dann bedeckte die Wolke das Offenbarungszelt und die Herrlichkeit des HERRN erfüllte die Wohnung“ (Ex 40,34). Und so geschieht die Begegnung des Volkes mit seinem Gott im Fest der Befreiten: „Da erschien die Herrlichkeit des HERRN dem ganzen Volk. Als das ganze Volk das sah, stieß es Jubelschreie aus und alle fielen auf ihr Gesicht nieder“ (Lev 9,23f).

Nach der Errichtung des Heiligtums können die Kundschafter das Land, das Gott dem Volk gegeben hat, in Augenschein nehmen. Mit dem Blick des sterbenden Moses vom Berggipfel auf das gelobte Land endet die Priesterschrift. Denn sie ist keine Sammlung mit konkreten Handlungsanweisungen für den Aufbau einer neuen Gemeinschaft nach dem Exil. Sie ist eine Anleitung zu

einem neuen Selbstverständnis, das von Vertrauen in den, der immer schon die eigene Existenz getragen hat, geprägt ist. Ihr offenes Ende zeugt von der Überzeugung, dass in einer solchen Gottesbeziehung die Freiheit, Freude und Lebensfülle erlebt werden, die es für eine Zukunft braucht. Wo wieder Land in Sicht ist, ist das Ziel der Priesterschrift erreicht.

Nachgeschichte

Als der Text der Priesterschrift fertig ist, ist die Zeit des babylonischen Exils zu Ende. Viele, wenn auch längst nicht alle, folgen ihrem Aufruf eines Neubeginns im Land. Die Redaktoren der fünf Bücher Mose nehmen den Text der Priesterschrift auf, weben ihn als Faden in den Pentateuch ein und hinterlassen so, eingesponnen in die Grundtexte des jüdischen und christlichen Glaubens, die Besinnung auf den Aufbruch.

Barbara Schlenke

Dr. Barbara Schlenke leitet seit September 2017 das Referat für Hochschule, Hochschulpastoral und Studienbegleitung Lehramtsstudierende im Ordinariat Freiburg. Zuvor war sie wissenschaftliche Angestellte am Lehrstuhl für Altes Testament an der Universität Freiburg i. Br.

Kontakt: barbara.schlenke@ordinariat-freiburg.de



Wie wächst Kirche?

Wie wächst Kirche?

Wer die Geschichte der Kirche studiert, der wird darauf aufmerksam, dass das kirchliche Leben sich nicht einfach linear oder gar gleichmäßig entwickelt. Mancher Zusammenbruch oder gar Abbruch – wie etwa in der frühen Kirche Nordafrikas – war kaum vorhersehbar. Zugleich gab und gibt es wiederholt innovative Wachstumsschübe. Korrespondierend mit neuen Fragestellungen, die sich aus der jeweiligen Zeitsituation und dem je akuten Zustand der Kirche ergaben, zeigten sich neue Initiativen, die sich als Antwort darauf verstanden. Kritisch kann gefragt werden: Ist hier der Heilige Geist, „der lebendig macht“, in seiner Kirche am Wirken? Wo zeigen sich Kriterien, um zu unterscheiden, wes Geistes Kind diese Aufbrüche sind? Was korrespondiert – trotz seiner Neuheit – mit dem Ursprung und Wesenskern der Kirche und ist damit zugleich der Natur des Menschen, der „*Conditio humana*“ angemessen?

Setzen wir beim Zeugnis der Evangelien an und betrachten dazu eine Perikope aus dem Johannesevangelium: Joh 6,1-15 schildert uns die Brotvermehrung. Der Bezug zur Frage nach der Identität kirchlicher Wachstumsprozesse offenbart sich nicht auf den ersten Blick. Der Kontext dieser Perikope im Johannesevangelium weist einen deutlichen Bezug zum österlichen Geschehen und zum Verständnis der Eucharistie auf. So wird anfangs mit dem Verweis auf das nahende Paschafest (Joh 6,4) bereits auf Ostern verwiesen. Im späteren Verlauf des Kapitels spricht Jesus ausgehend von den Erfahrungen bei der Brotvermehrung und von sich selbst als dem „Brot des Lebens“ (Joh 6,35). Das Ende des Kapitels, die Spaltung unter den Jüngern

aufgrund seiner Rede, steht im Widerspruch zur „großen Menschenmenge“ am Beginn (Joh 6,2) und ist nicht zuletzt ein deutlicher Hinweis auf das, was an Ostern geschieht. Inwiefern müssen sich Innovation und Wachstum in der Kirche und das Wachstum der Kirche selbst daran messen lassen, ob sie tatsächlich ein Ausdruck gerade dieser österlichen Dimension der Kirche sind?

Wachstum im Mangel

Doch kehren wir zurück zur Schilderung der Brotvermehrung: Anlass ist eine eklatante Mangelerfahrung. Die vorhandenen Ressourcen reichen nicht aus, um die Menschenmenge zu versorgen. Daraus ergibt sich eine erste Frage: Sind Epochen des Mangels so etwas wie „privilegierte Zeiten“, in denen sich neues und ungeahntes Wachstumspotential zeigen kann? Ein Blick auf wesentliche Wachstumsprozesse im Laufe der Kirchengeschichte deutet jedenfalls in diese Richtung: Die vor und mit Benedikt von Nursia einsetzende monastische Bewegung steht im Kontext eines völligen kulturellen, gesellschaftlichen und geistigen Umbruchs in der Epoche der Völkerwanderung. Später, bei Franziskus und Klara von Assisi, ist es die Zeit der einsetzenden Verstädterung, die Zeit der Not infolge neuer Krankheiten wie der Pest und die des Aufeinandertreffens von muslimischer und christlicher Hemisphäre. Ignatius von Loyola und Theresa von Avila wiederum leben in der Zeit der Kirchenspaltung und einer damit einhergehenden großen Krise der Katholischen Kirche. Diese Linie lässt sich in die neuere Zeit fortsetzen, etwa bei den Noterfahrungen, mit denen Mutter Theresa konfrontiert wird. Auch die Anfänge der

Schönstattbewegung in der Zeit des Ersten Weltkrieges oder der Beginn der Focolaribewegung und der Gemeinschaft von Taizé in den Wirren des Zweiten Weltkrieges weisen in diese Richtung. Insofern müssten die Bedingungen unserer Gegenwart für kirchliche Wachstumsprozesse einigermaßen günstig sein.

Im Johannesevangelium stellt Jesus zunächst Philippus die Frage nach dem Kauf von Brot, doch – so die Interpretation des Evangeliums – „nur, um ihn [Philippus] auf die Probe zu stellen (...)“ (Joh 6,6). Wir können dies als kritischen Hinweis darauf deuten, dass es in der Geschichte der Kirche immer wieder Fragestellungen gibt, bei denen die vorgefundenen und zunächst naheliegenden Lösungsstrategien nicht ausreichen. Inwiefern erfährt sich die Kirche hier als „auf die Probe gestellt“, jenseits der bekannten Kategorien nach Lösungen zu suchen? Die oben exemplarisch genannten kirchlichen Aufbruchbewegungen stehen zwar im Kontext kirchlicher Tradition. Sie lassen sich aber – wie unzählige andere Wachstumsbewegungen auch – nicht interpretieren als nur eine neue Variante dessen, was zuvor schon im Vollzug der Kirche gelebt wurde. Die bisherigen Kategorien reichten zur Charakterisierung des Neuen oft nicht aus. Franziskus und seine Armutsbewegung waren nicht einfach nur eine weitere Modifikation dessen, was es bis dato an monastischem Leben gegeben hatte. Sehr wohl jedoch können diese Aufbrüche – gegebenenfalls nach eingehender Prüfung – identifiziert werden als authentische Formen der Nachfolge Jesu.

Wachstum durch Aufmerksamkeit für das Unscheinbare – Wachsamkeit

Kehren wir zurück zum Johannesevangelium. Quasi aus dem Nichts taucht ein Junge mit fünf

Gerstenbrot und zwei Fischen auf. Der Einwand des Andreas, dass es sich hier zwar um eine gut gemeinte Geste, doch weniger um einen wirklich hilfreichen Beitrag handeln könnte, scheint mehr als berechtigt zu sein. Das offenbar wenige, was der Junge anzubieten hat, scheint kaum die Not lindern zu können. Zudem wird der Junge selbst als „klein“ geschildert. Das bedeutet, er hat auf alle Fälle noch nicht seinen „Bar-Mizwa“ gefeiert, er ist also noch nicht tiefer mit der Heiligen Schrift vertraut. Welchen konstruktiven Lösungsbeitrag kann er also leisten?

Diesen mehrfachen Einwand, sowohl gegenüber der Person an sich als auch der „Gabe“, die sie anzubieten hat, haben Zeitgenossen in Bezug auf die genannten Protagonisten der verschiedenen Aufbruchbewegungen im Laufe der Kirchengeschichte erhoben. Weder Franziskus oder Ignatius noch Mutter Theresa waren zu Beginn ihres Wirkens von ihrer (theologischen) Vorbildung her besonders dafür qualifiziert. Zudem muss das, was sie zu Beginn ihres Wirkens an Impulsen hatten einbringen können, den damals Verantwortlichen als denkbar gering erschienen sein.

Wachstum durch Hingabebereitschaft

Dennoch bringen diese Menschen, ähnlich wie der Junge in der beschriebenen Perikope, etwas ganz Entscheidendes mit: sich selbst und ihre Hingabebereitschaft. Sie sind bereit, das, was ihnen gegeben ist, der Gemeinschaft der Jünger bzw. der Kirche zur Verfügung zu stellen. Dies geschieht in einem transparenten Vorgang. Der Junge fängt nicht irgendwo an, sein Brot zu verteilen. Das wäre ja durchaus denkbar. Dann wäre er in dieser Situation in seiner unmittelbaren Umgebung ein Held. Gegebenenfalls könnte er sogar davon profitieren, dass er im Gegensatz zu den Jüngern

und zu Jesus deutlich besser vorgesorgt hätte und nun entsprechend besser vorbereitet ist. Wäre er älter, könnte er sich als alternative Führungsperson profilieren. Nichts davon geschieht. Vielmehr vertraut er sein Gut Andreas und damit Jesus an. Was er anzubieten hat, behält er nicht für sich oder verteilt er nicht, um dadurch eigenes Ansehen und Macht zu gewinnen, sondern er bringt es in das größere Ganze ein. Hier zeigt sich ein wichtiges Kriterium zur Unterscheidung der Geister, das sich bei den unterschiedlichen Aufbrüchen im Laufe der Kirchengeschichte beobachten lässt. Wird das eigene Gut als Gabe für das Wohl des ganzen Organismus betrachtet? Oder dient es doch eher der persönlichen Profilierung?

Die Apostelgeschichte bringt dies in einer sehr markanten Schilderung zum Ausdruck. Wie der Junge seine Gaben dem Andreas und damit Jesus anvertraut hatte, so sind die Glieder der nachösterlichen Gemeinde herausgefordert, ihre Gaben den Aposteln zu Füßen zu legen (Apg 4,35). Zwei Gemeindeglieder hingegen, Hananias und seine Frau Saphira, verkaufen zwar ihren Besitz, geben davon aber nur einen Teil der Gemeinde. (Apg 5, 1-11). Die scharfe Kritik des Petrus bezieht sich nicht auf die Tatsache, dass die beiden einen Teil zurückbehalten haben, sondern auf die Täuschung der Gemeinde, indem sie den abgegebenen Teil für das Ganze ausgaben. Ihre scheinbare Hingabe dient in Wirklichkeit mehr dem Motiv, sich selbst vor der Gemeinde als die großen Geber darzustellen. Die Versuchung der Selbstdarstellung war und ist bei denen, die einen wichtigen Impuls in die Kirche einzubringen haben, offenbar zu allen Zeiten groß. Insofern zeugt es von Weisheit und Demut, sich sehr früh und vorbehaltlos auch dem Urteil der jeweils Verantwortlichen zu stellen.

Wachstum durch Dankbarkeit und Wertschätzung

Diese Haltung des vorbehaltlosen Angebotes korrespondiert mit einer Haltung der Dankbarkeit bei dem, der die Gaben annimmt. Die Haltung des Andreas und sein Ausspruch „Was ist das für so viele?“ steht im Kontrast zur Haltung Jesu. Dieser nimmt das Brot in die Hand und spricht das Dankgebet. Jesus bleibt nicht bei einer Analyse stehen, sondern tritt in Berührung mit dem, was ihm angeboten wird. Damit ist der Vorbildcharakter seines Handelns für alle, die in seiner Nachfolge und in seinem Namen Leitungsverantwortung in der Kirche wahrnehmen, eine Herausforderung. Denn diese sind aufgrund der Fülle von Vorgängen, mit denen sie konfrontiert werden, in der Gefahr, auf der Ebene des Analysierens, des Vergleichens, Relativierens und Verallgemeinerns stehen zu bleiben. Jesus nimmt die Gabe des „Kleinen“ in die Hand, er lässt sich davon berühren.

Sehr augenscheinlich kommt ein solcher Vorgang in der Schilderung der Auseinandersetzung von Franz von Assisi mit seinem Vater zum Ausdruck. Auf dem Höhepunkt des Konfliktes entkleidet sich Franziskus völlig und wirft die Kleider seinem Vater vor die Füße. Der Bischof, vom Vater als Richter angerufen, hätte allen Grund gehabt, dieses provokative Verhalten des jungen Mannes zu maßregeln. Stattdessen lässt er sich von dieser Szene im wahrsten Sinne des Wortes berühren. Er schließt Franz in seine Arme und bedeckt ihn mit seinem eigenen Mantel (vgl. 1 Celano 15). Bischof Guido II. von Assisi dürfte in diesem Moment bewusst gewesen sein, dass es bei dem jungen Mann noch einiger Entwicklung bedarf, damit sein Charisma auch wirklich fruchtbar für die Kirche wird. Jedoch hat er offenbar intuitiv wahrgenommen, dass die Art seiner eigenen Reaktion als involvierter Bischof auf das Verhalten von Franziskus möglicherweise mit ursächlich dafür ist, wie

sich dessen Berufung entfalten kann. Das äußere Erscheinungsbild, das Franziskus hier abgibt, ist noch sehr roh und unbeholfen, Angriffsfläche für vielerlei Kritik. Seine Form hat der junge Mann noch nicht gefunden. Er befindet sich noch in einer langen Phase des Suchens. Die Erfahrung aber, dass sich der Bischof von seinem Ringen im wahrsten Sinne des Wortes berühren lässt, wird zum wesentlichen Impuls dafür, dass der Weg des Franziskus in einer Weise geformt wird, dass dieser für die Kirche fruchtbar wird. Was wäre passiert, so können wir uns kritisch fragen, wenn auch ein Petrus Waldes oder ein Martin Luther in ihrer großen Phase des Suchens, in der sich also auch die Fronten noch längst nicht verhärtet hatten, auf eine solche Leitungspersönlichkeit wie Bischof Guido von Assisi gestoßen wären? In welche Richtung hätte sich ihr Weg dann entwickelt?

Wachstum durch Auseinandersetzung

Wie es dem Bischof von Assisi bewusst war, dass es sich hier um einen Wachstumsprozess handelt, der noch einiger Entwicklung bedarf, so braucht es dieses Bewusstsein auch bei denen, die Protagonisten eines solchen Wachstums- und Innovationsvorgangs sind. Kriterium für die Echtheit ist ein Wissen um die eigene Begrenztheit und die Bereitschaft, Entwicklungsprozesse zuzulassen. Sehr eindrücklich schildert dies Ignatius in seiner Autobiografie, dem „Bericht des Pilgers“. Seine zunächst innere Gewissheit, dass sein Wirkungsort Jerusalem ist, kommt in Konflikt mit der zuständigen kirchlichen Autorität. Im gläubigen Bewusstsein, dass es „derselbe Geist in allen Dingen“ ist, stellt er sich diesem Konflikt und kann daran wachsen. Er gibt den Plan eines Jerusalemaufenthaltes auf. Stattdessen widmet er sich in Barcelona langen Jahren des Studiums und legt zugleich wesentliche Grundlagen für die Entstehung der Gesellschaft

Jesu, der Jesuiten. Gerade indem sich Ignatius der zuständigen kirchlichen Autorität gebeugt hat, hat er nicht seine Sendung verraten, sondern ist durch die konstruktive Auseinandersetzung selbst tiefer in seine eigene Berufung hineingewachsen. Aus dem charismatischen Pilger, der mit viel gutem Willen die Heiden bekehren will, wird ein gebildeter und feinsinniger Theologe und Seelsorger, der in bis dahin ungekannter Weise Menschen dabei begleiten kann, in die Christusbeziehung hineinzufinden und aus dieser Beziehung heraus ihre Persönlichkeit zu entwickeln.

Wachstum durch Wirklichkeitsbezug

Nicht nur durch die Beziehung zur (kirchlichen) Autorität, sondern auch durch das beständige In-Fühlung-Bleiben mit der Realität geschieht Wachstum und Entwicklung. Wer heute nach Taizé kommt, erfährt, dass die Brüdergemeinschaft auch gut 70 Jahre nach ihrer Gründung eine große Lebendigkeit ausstrahlt. Sie begeistert weiterhin die jungen Menschen, sowohl für den Ort an sich als auch immer wieder für ein Mitleben oder sogar den Eintritt in die eigene Gemeinschaft. Das ist alles andere als selbstverständlich. Denkbar wäre ja auch, dass Taizé eine Art „Generationenprojekt“ für die Jugendlichen der 60er- und 70er-Jahre geblieben wäre. Eine Ursache der fortdauernden Lebendigkeit ist sicherlich die Gewohnheit, dass jeden Abend nach der letzten Gebetszeit eine ganze Reihe von Brüdern sich den jungen Menschen für Einzelgespräche zur Verfügung stellt. Als Beichthörender an solchen Abenden durfte ich selbst erleben, welche Bereicherung und Horizont-erweiterung es sein kann, tagtäglich mit den Fragen und Sorgen junger Menschen konfrontiert zu werden. Am Anfang von Taizé stand kein fertiges Konzept. Die Brüder berichten, dass Frère Roger sich in gewisser Weise „vorgetastet“ hat, Formen

ausprobiert hat, die dann, wenn sie sich bewährt hatten, fester Bestandteil des Lebens von Taizé wurden. Der Begriff des „Provisorischen“ spielt für Taizé eine große Rolle.

Wachstum durch Beschenktwerden

Bei vielen Aufbruchs- und Innovationsvorgängen in der Kirche bleibt es nicht aus, dass eine deutliche Spannung spürbar wird. Da gibt es die Vorgaben der kirchlichen Autorität. Sie sind in vielen Fällen auch Ausdruck dessen, was sich über einen langen Zeitraum in der Kirche bewährt hat. Auf der anderen Seite stehen die durch eine Aufbruchsbewegung wahrgenommene Realität und die daraus abgeleitete eigene Sendung. Die Kirchengeschichte kennt eine Vielzahl solcher Spannungsmomente, gerade auch im Werden der großen Ordensfamilien, etwa der Gesellschaft Jesu.

In dieser Spannung steckt die Gefahr, den je eigenen Pol für absolut zu setzen. Wir kennen die ganze Palette dessen, was Menschen gerne anwenden, um sich angesichts einer solchen Polarität vom Gegenüber abzusetzen: Dem Anderen werden unlautere Motive unterstellt, Auffälligkeiten des Anderen über Gebühr in den Vordergrund gestellt etc. Aber ist die Kirche, wenn sie sich erneuern und zugleich authentisch sie selbst bleiben möchte, hier nicht herausgefordert, einen anderen Weg zu beschreiten? Und – ergibt sich dieser andere Weg nicht einfach nur als eine neue Methodik, sondern vor allem als ein tieferes Verstehen dessen, was Kirche von ihrer Wurzel her ist?

Gehen wir dazu an die Wurzel und schauen in die Bibel. Das Neue Testament spricht vom einen Leib und den vielen Gliedern (vgl. 1 Kor 12,12-31). Der Fokus wird damit von einer einseitigen Dialektik verlagert hin zu der Frage: Was ist die

Sendung des Leibes insgesamt und welche Bedeutung für den Leib haben die einzelnen Glieder? Wie sind diese Glieder in ihrer Unterschiedlichkeit wechselseitig aufeinander bezogen und wie können sie sich gegenseitig bereichern?

Diese Frage kann so auch aus einer geistlichen Perspektive gedeutet werden. Der Andere in seiner Andersheit wird von mir als Anfrage erlebt. Wo steckt in dieser Anfrage bzw. Infragestellung auch das Potenzial einer Horizonterweiterung – nicht nur für mich persönlich, sondern für den ganzen Organismus der Kirche? Kommt mir, kommt uns in dem, was uns so fremd scheint, möglicherweise etwas entgegen, was unsere Kirche jetzt dringend braucht? Und begegnet uns in diesem Entgegenkommen möglicherweise derjenige, der bleibend der Herr dieser Kirche ist und der seine Kirche immer neu mit seinen Gaben beschenkt und aufbaut? In der Tat ist das der Glaubenssprung, der von uns gefordert ist. Traue ich Jesus Christus zu, dass er durch seinen Heiligen Geist auch heute in seiner Kirche initiativ wird?

Soziologisch betrachtet können wir Kirche verstehen als großes Netzwerk von Menschen, die den Anspruch haben, ihr Leben und diese Welt aus dem Geist des Evangeliums zu gestalten. Aber – die Kirche ist noch mehr, in ihrer Wurzel ist sie Geheimnis, Mysterium, Sacramentum, sie lebt entscheidend von dem, was sie selbst nicht vorausberechnen, produzieren, kalkulieren kann. Kirche lebt vom Geschenk.

Hier stellt sich die Frage nach der sakramentalen Grundstruktur der Kirche. Das ist nicht einfach eine abgehobene theologische Spekulation. Vielmehr stellt sich damit die Frage nach einer Grundhaltung, nach einem Grundverständnis von Kirche. Die Perikope von der Speisung der Fünftausend zeichnet uns Jesus als denjenigen, der die Frauen

und Männer, die ihm nachfolgen, in diese Grundhaltung hineinführt. Jesus spricht das Dankgebet. Angedeutet ist darin bereits auch die Eucharistie. Wir können dies zugleich verstehen als Hinweis darauf, dass das, was die Kirche seither in der Eucharistie feiert, zur Grundhaltung wird, die alle kirchlichen Vollzüge durchziehen soll: die Wachsamkeit für das Beschenktwerden und das Herausgefordertwerden durch Gott und die Offenheit, dass Gott dafür bisweilen sehr ungewöhnliche Wege wählt.

Wachstum im Überfluss

Ein letzter Gedanke: Bei der Schilderung der Brotvermehrung bleiben zum Schluss zwölf Körbe übrig (vgl. Joh 6,13). Echte Charismen, die der Kirche geschenkt werden, zeigen sich durch einen „Über-Fluss“. Diese Charismen befruchten nie einfach nur eine bestimmte, eingegrenzte Gruppe oder gar den vermeintlichen „Heiligen Rest“. Sondern sie weisen über sich hinaus und zielen auf den diakonischen und sozialen Einsatz in der einen Welt. Brotvermehrung – im Blick auf das geteilte und gebrochene Brot soll so der Kirche ihre Berufung deutlich werden, Sauerteig zu sein für die Menschheit.

Michael Gerber

Weihbischof Dr. Michael Gerber, Jahrgang 1970, langjährige Tätigkeit in Hochschulseelsorge und Priesterausbildung. Seit 2013 Weihbischof; Bischofsvikar für die Bereiche „Pastorale Bildung“ und „Geweihetes Leben“
Kontakt: weihbischof-gerber@ordinariat-freiburg.de



Da wächst was Neues

youngcaritas Deutschland

Etwas mulmig ist der 20-jährigen Tabea zumute, als sie bei wildfremden Leuten in Berlin-Kreuzberg an der Türe klingelt. Sie möchte mit ihnen ins Gespräch kommen. Thema: die offene Gesellschaft. Eine von vielen Aktionen der youngcaritas-Engagierten: Leute befragen, wie es ihnen im Alltag mit dem Zusammenleben so ergeht.

Die Aktion fand im Rahmen der Veranstaltung „we.confer – Barcamp für eine offene Gesellschaft“ statt. Auch in der Eckkneipe mit den Stammischgästen, mit den libanesischen Jungs auf der Straße, mit dem Mann aus Syrien, der seit 20 Jahren in Deutschland lebt und seinen geflüchteten Landsleuten beim Ankommen hilft, mit dem dunkelhäutigen Mann in der Altbauwohnung, der sich als Berufspolitiker entpuppt – mit ihnen allen sprachen die Teilnehmenden des Barcamps. Und es war spannend. Denn der Blick hat sich geweitet.

Nachvollziehbar war nun, warum sich Anwohnerinnen und Anwohner über den Müll im Park ärgern. Und so gingen einige Teilnehmerinnen und Teilnehmer ein zweites Mal los und sammelten kurzerhand den Müll auf. Die Verblüffung des Mannes aus dem vormittäglichen Gespräch zeigte: Er fühlte sich mit seinem Anliegen ernst genommen.

Pfiffiges Engagement für gesellschaftlichen Zusammenhalt

Es geht bei youngcaritas um Fragen des sozialen Miteinanders, um Gerechtigkeit und gesellschaft-

lichen Zusammenhalt, um Menschen am Rande und die Bewahrung der Schöpfung. Doch Diskussionen und Appellen dazu begegnen junge Menschen im Netz täglich, sie wollen konkret etwas tun: hier und jetzt. Das youngcaritas-Motto lautet „Taten wirken“.

Was auf den ersten Blick wie Basteln aussieht, ist als Upcycling-Workshop mit Verpackungsmaterialien zugleich Engagement gegen Müll und Ressourcenverschwendung. Und auch wenn es Handarbeiten seit eh und je gibt, ist der gemeinsame Treff mit Senioren unter dem Titel „Tante Inge strickt“ eine Möglichkeit, etwas für das Miteinander zu tun, indem man Zeit mit älteren Menschen verbringt, und zugleich etwas zu tun, woran man Freude hat. Gute Ideen sind das eine, eine gute Verpackung und Aufmachung das zweite, was youngcaritas-Angebote auszeichnet.

Das Engagement bleibt dabei oft nicht im Verborgenen, sondern wird sichtbar, zum Beispiel auf der Straße oder auf Social-Media-Plattformen, und zieht damit größere Kreise und motiviert weitere Leute mitzumachen.

youngcaritas-Aktionen dürfen gern ein wenig laut und bunt sein. Die Nutzung von Internet und Social Media sind selbstverständlich und unterstützen die Aktivitäten im „Real Life“. Viele Aktionen leben zudem davon, sich mit anderen Organisationen und bestehenden Initiativen zusammenzutun, wenn gemeinsam mehr zu bewegen ist. Beispiele hierfür sind die Kooperation mit der bundesweiten Initiative „Die offene Gesellschaft“ oder das breite Bündnis „Bock auf Wa(h)l“ in Stuttgart im Vorfeld der Bundestagswahl.

An bundesweit über 70 Standorten verankert

Seit die youngcaritas in Deutschland vor fünf Jahren gegründet wurde, ist viel in Gang gekommen. An inzwischen 70 Standorten in Deutschland gibt es youngcaritas – und das ganz ohne finanzielle Mittel über ein bundesweites Förderprogramm. In 16 Diözesan-Caritasverbänden sowie in rund 60 Orts-Caritasverbänden bieten hauptberufliche Ansprechpartnerinnen und -partner jungen Menschen die Möglichkeit zum Engagement, seit Januar 2017 langfristig verankert im Deutschen Caritasverband. Ursprünglich entwickelt wurde die youngcaritas-Idee in Österreich und der Schweiz. In vielen Diözesan- und Ortsverbänden hat die Idee gezündet, dass es Zeit ist, etwas Neues in Gang zu bringen und dabei bisherige Prinzipien über Bord zu werfen. So wurde in der Strategie von Anfang an festgehalten, dass die übliche Struktur von Orts-, Diözesan- und Bundesebene überwunden wird und alle gemeinsam zusammenarbeiten.

Ein wichtiger Aktionsort sind Schulen. Vier Aktionshefte mit Unterrichtsmaterialien erarbeitete youngcaritas bislang, die zehntausendfach bestellt beziehungsweise heruntergeladen wurden. Flucht und Migration sind die wichtigsten Anknüpfungspunkte. Unter dem Titel „GemeinsamZeit“ finden 2018 zum dritten Mal Aktionen für Senioren, Kinder und Geflüchtete statt. Mit Aktionen wie „Coffee to help“ und „Ziegen für Äthiopien“ sammeln junge Engagierte Spenden für Projekte von Caritas international.

Die Bundesebene von youngcaritas mit Sitz beim Deutschen Caritasverband in Freiburg unterstützt die Arbeit der Akteure vor Ort durch Materialien, Beratung, Öffentlichkeitsarbeit und die Vernetzung untereinander und mit anderen.

So ist youngcaritas mit der youngcaritas in Österreich, der Schweiz, Frankreich, Südtirol und Luxemburg auf europäischer Ebene vernetzt und wird

über ein Erasmus+-Projekt dabei unterstützt, das Engagement auf weitere Länder auszudehnen. Die Konferenz der Caritas Europa im Mai 2018 in Georgien steht unter dem Titel „youngcaritas“. Dort werden sich die 49 Mitgliedsorganisationen über junges Engagement austauschen und wollen von den bisherigen Erfahrungen der youngcaritas lernen.

Versuchslabor unter echten Bedingungen

Zweimal jährlich treffen sich die hauptberuflichen youngcaritas-Mitarbeiterinnen und -Mitarbeiter in Deutschland zum Austausch und Ideenspinnen. Sie tauschen aus, was funktioniert hat und was nicht. Gemeinsam mit Jugendlichen und jungen Erwachsenen vor Ort entstehen Projekte und Initiativen. Sind sie gelungen, werden die Idee und die Materialien gern an die Kolleginnen und Kollegen bundesweit weitergegeben – es geht nicht darum, sich alleine zu profilieren, sondern gemeinsam vorwärtszukommen.

In ihren Caritasverbänden sind die jungen Mitarbeitenden oftmals Exoten. Angesiedelt sind sie in den Caritasverbänden an ganz verschiedenen Stellen: von Fundraising über Engagementförderung, Öffentlichkeitsarbeit, Gemeindecaritas bis zu Migration oder als Stabstelle beim Vorstand.

Damit ihre Arbeit gelingt, brauchen die Mitarbeitenden Freiraum, Zutrauen und ausreichende Ressourcen! Wenn bei jeder Idee gleich überlegt wird, was alles schiefgehen könnte, dann kann nichts entstehen. Wer Neuland betritt, geht das Risiko ein, dass etwas auch mal nicht klappt. Das deckt sich nicht immer mit der Kultur in der Organisation und gelegentlich ist es auch mühsam. Immer der oder die Erste zu sein, der oder die für ein Projekt gern eine neue Onlineanwendung

auf dem Rechner hätte oder für einen Messestand einen arabischen Samowar über ebay kaufen möchte, kann auf Dauer nerven. Bestenfalls wird youngcaritas jedoch zu einem Innovationsfunken auch für die Organisation – wenn sie sich darauf einlässt!

Spannend wird es immer dann, wenn der Funke zündet und zum ansteckenden Feuer und einer Bewegung wird. Bestes Beispiel dafür ist NRW. Dort gibt es in vier von fünf Diözesen hauptberufliche youngcaritas-Akteure auf Diözesanebene und jeweils zahlreiche Akteure vor Ort. Man profitiert gegenseitig von der Bekanntheit der anderen und kann gemeinsam mit den Kolleginnen größere Aktionen starten.

In der Erzdiözese Freiburg gibt es die zwei sehr aktiven Standorte Mannheim und Lahr sowie einzelne kleine Projekte.

Die youngcaritas in Mannheim existiert seit Februar 2015. Seitdem ist Franziska Buckenmaier, 27 Jahre alt, mit einer vollen Stelle für youngcaritas aktiv, inzwischen unbefristet. Sie hat ihren Sitz im Jugendbüro. Was am Anfang mit einem deutlichen Schwerpunkt auf dem Engagement für Geflüchtete begann, umfasst inzwischen ein breites Spektrum von sozialen Themen.

Lilli Wenzel-Teuber von der youngcaritas Lahr muss mit weniger Stellenprozenten auskommen, wird in ihrer Arbeit aber von Praktikantinnen und Freiwilligen unterstützt. Das Freiwillige Soziale Schuljahr, das Engagement für Geflüchtete und der Austausch mit der youngcaritas im Elsass sind ihre Schwerpunkte.

Auch auf Diözesanebene wurde seit Herbst 2017 ein Stellenanteil eingerichtet. Beim Referat Freiwilligendienste des Diözesancaritasverbandes ist Christine Schur für youngcaritas zuständig. Sie vernetzt die bestehenden Standorte und berät in-

teressierte Standorte bei der Gründung. Ein erstes Treffen mit der Kollegin in Rottenburg-Stuttgart gab es auch schon. Beide baden-württembergischen Landesteile setzen auf die Ausweitung des youngcaritas-Engagements als ein zukunftsweisendes Arbeitsfeld für die Caritasarbeit in den nächsten Jahren.

Mehr Infos unter: www.youngcaritas.de/baden

Zwei Beispiele aus Lahr:

Bufs nähen leichtgemacht

Zusammen nähen für Menschen(s)kind!

Im Februar nähten angehende Firmanden in einer youngcaritas- Aktion zusammen mit den Gästen der Tagesstätte für psychisch Erkrankte Bufs für den Kleiderladen Menschen(s)kind.

Aus alten T-Shirts und Pullovern wurden die praktischen Multifunktionstücher in kleiner Runde von Firmanden, FSJlerinnen und Gästen der Tagesstätte an Nähmaschinen genäht. Die geübten Besucher der Tagesstätte konnten mit ihren Erfahrungen den jüngeren Näherinnen noch einiges beibringen und kamen auf diese Weise miteinander in Austausch. Gemeinsam entstanden viele schöne Unikate. Im Anschluss wurden die Bufs an den Gebrauchtwarenladen für Baby- und Kinderkleidung Menschen(s)kind gespendet, wo sie mit viel Freude ins Sortiment aufgenommen wurden.

„Krass, was die Leute alles auf den Boden schmeißen!“

youngcaritas Lahr räumt auf!

Ausgerüstet mit Müllsäcken, Warnwesten und Handschuhen machten sich 18 Engagierte von youngcaritas auf den Weg. Voller Tatendrang sammelten sie im Rahmen der Ortenauer Kreisputzete entlang der Schutter und Bismarckstraße jede Menge Müll.

„Da lag so viel Müll überall herum, wir sind total von unserer geplanten Route abgekommen“, erzählt Tabea voller Tatendrang. Luisa berichtet erstaunt über ihre Funde: „So viel Müll, es ist krass, was die Leute alles auf den Boden schmeißen, Verpackungen, Zigarettenstummel, Kaugummis, aber auch z. B. Kindersitze.“ Lotte erzählt zufrieden: „Ich bin froh, dass es jetzt an einigen Stellen wieder sauber ist, die Arbeit hat sich gelohnt! Traurig bin ich darüber, dass die Menschen so viel Müll auf die Straße und ins Gebüsch schmeißen.“

Die große Erkenntnis nach der Müllsammelaktion war bei allen: „Ich selber werfe nie mehr was auf den Boden! Wenn ich andere sehe, die es tun, nehme ich meinen Mut zusammen und spreche sie an.“

Beim anschließenden Helferfrühstück erfuhren die Jugendlichen, was sie alternativ aus ausranzierten T-Shirts machen können, wenn sie nicht als Putzlappen oder im Altkleidersack enden sollen. Kissenbezüge und Multifunktionstücher sind angesagt.

Mit dem virtuellen Wasserquiz wurde auf den hohen Verbrauch von Wasser in den Industrieländern und Schwellenländern sowie die ungleiche Verteilung dieser Ressource aufmerksam gemacht. Die Jugendlichen schätzten, wie viel Wasser in verschiedenen Lebensmitteln, Geräten und Kleidung steckt. Dass z. B. in einem Ei 200 Liter, in einem Computer 20.000 und in einem Auto 400.000 Liter Wasser stecken, war kaum zu glauben.

Quelle: www.caritas-lahr.de

Irene L. Bär

Irene L. Bär, Leiterin youngcaritas Deutschland seit 2013, Arbeitsstelle im Deutschen Caritasverband; Politikwissenschaftlerin (M.A.), PR-Beraterin (DAPR), Fotografin; freiberuflich u.a. seit 2006 Öffentlichkeitsarbeit für die Energie-Offensive im Erzbischöflichen Ordinariat
Kontakt: irene.baer@youngcaritas.de



Kirche wächst

Erste Erfahrungen im neu entstehenden Quartier „FRANKLIN“ in Mannheim



Derzeit wird das frühere Benjamin-Franklin-Village in Mannheim, die einst größte regionale Wohnsiedlung der US-Army für Soldaten und deren Familien, umgewandelt in ein modernes Stadtquartier, in dem am Ende des sogenannten Konversionsprozesses 9.000 Menschen leben und arbeiten sollen.

***Siehe, nun mache ich etwas Neues.
Schon sprießt es, merkt ihr es nicht?
(Jes 43,19)***

Nach dem Abzug der amerikanischen Streitkräfte vom Areal begannen auch die Evangelische und die Katholische Kirche in Mannheim sich mit der Frage zu beschäftigen, was diese Entwicklung für

das Gefüge der Kirche in Mannheim bedeutet – strukturell und pastoral.

Schon bald war man sich auf Ebene der beiden Dekanate einig, dass man diese „Herausforderung und Chance“ gemeinsam angehen wollte.

Eine ökumenische Arbeitsgruppe mit Vertreterinnen und Vertretern der angrenzenden Pfarreien, der beiden Dekanate sowie von Caritas und Diakonie stellte nicht nur konzeptionelle Vorüberlegungen für ein ökumenisches kirchliches Engagement in FRANKLIN an, sondern nahm auch Kontakt mit Vertretern der Stadt und der städtischen Entwicklungsgesellschaft MWSP auf. Auf dieser Ebene wurde deutlich, dass eine aktive Mitgestaltung und dauerhafte Präsenz der beiden großen Kirchen auch von Seiten der MWSP sehr erwünscht

war. Zugleich konnten schon einige Rahmenbedingungen z. B. für die Nutzung des in FRANKLIN von den Amerikanern hinterlassenen Kirchengebäudes diskutiert und vereinbart werden.

Schließlich richteten sowohl die Erzdiözese Freiburg als auch die Evangelische Landeskirche in Baden jeweils eine befristete Projektstelle für einen hauptberuflichen Mitarbeiter ein, mit dem Auftrag, im neu entstehenden Stadtteil Gemeindegründung und Kirchenentwicklung zu initiieren.

Bereits hier zeigen sich aus unserer Sicht wesentliche Faktoren, die für das Wachstum von Kirche in FRANKLIN noch vor dem ersten Spatenstich begünstigend waren und bleiben:

- ein **wacher Blick** der Kirchen für stadtplanerische Entwicklungen in ihrem Umfeld
- die Entscheidung, diese Entwicklungen in **ökumenischer Zusammenarbeit** aktiv mitzugestalten
- ein **frühzeitiger Dialog** mit politischen Verantwortungsträgern der Stadt
- die **Bereitstellung von kirchlichen Ressourcen** in Gestalt der beiden Projektstellen

Beteiligung Vieler ermöglichen

Der Pfarrgemeinderat der Seelsorgeeinheit Maria Magdalena, zu der der neu entstehende Stadtteil nominell gehören wird, setzte einen Konversions-Ausschuss ein. Dieser erarbeitete Vorschläge für ein ökumenisch-kirchliches Engagement im neuen Wohngebiet. Vergleichbares fand auch auf evangelischer Seite statt.

Die Ältestenkreise der beiden für FRANKLIN zuständigen evangelischen Gemeinden sowie der Pfarrgemeinderat der katholischen Seelsorgeeinheit beriefen eine paritätisch besetzte Projektgruppe. Sie trifft gemeinsam mit den beiden hauptberuflichen kirchlichen Mitarbeitern und in Abstimmung mit den zuständigen Gremien beider

Dekanate die für FRANKLIN relevanten Entscheidungen.

Diese Projektgruppe bleibt zunächst zahlenmäßig bewusst begrenzt, damit sie um zukünftige Bewohnerinnen und Bewohner von FRANKLIN erweitert werden kann. Daraus kann ein ökumenisches Gemeindeteam (nach katholischem Verständnis) bzw. ein ökumenischer Ältestenkreis (nach evangelischem Verständnis) entstehen. Gemeinsam stoßen wir so die Prozesse für eine konzeptionelle Entwicklung der Kirche in FRANKLIN an, die nahe bei den Gemeindemitgliedern ist, und begleiten sie.

Gottes Gegenwart im Alltag der Baustelle auf die Spur kommen – Beten

Das erste strategische Ziel konnten wir durch einen von einer Baufirma gespendeten Bauwagen erreichen: Lange vor dem Zuzug von Menschen und lange vor der Nutzung des Kirchengebäudes sind wir auf der Baustelle erkennbar präsent. Wir nehmen unmittelbar wahr, was dort geschieht, wer dort außer uns noch ist. Wir haben erste Möglichkeiten Kontakte zu knüpfen, Informationen aus erster Hand zu bekommen, mitzureden. Das tun wir in der Überzeugung, dass in dieser (noch) „Geisterstadt“ Gottes Geist längst weht und sich uns zeigen will – in Begegnungen, im Baulärm, in Momenten der Stille. Konsequenterweise nehmen wir uns seit mehr als einem Jahr einmal die Woche Zeit für das Gebet im oder am Bauwagen inklusive Spaziergängen über das Gelände.

Vernetzen und Mitgestalten

Zugleich werden wir von Menschen und Institutionen wahrgenommen und angesprochen, die dort bereits präsent und aktiv sind: z. B. eine Gemeinschaft von Kletterern, die die ehemalige Sport-Arena zu einer Boulderhalle umbauen, einem Künst-

ler und seinem Kompagnon, die in der früheren Tennishalle Kunstprojekte realisieren, der Leiterin einer Hundeschule, die sich auf dem Gelände angesiedelt hat, dem Waldorf-Natur- und Waldkindergarten „Little Franklin“, der ebenso provisorisch wie wir in zwei Containern schon in Betrieb ist.

Dem von diesen und anderen Akteuren gegründeten Verein „Franklin-Field Pioniere und Freunde e. V.“ haben wir beide uns als Fördermitglieder angeschlossen.

Wir nehmen an den monatlichen öffentlichen Vorstandssitzungen teil, bringen Ideen ein, wie wir gemeinsam das Vereinsziel erreichen können: die Belebung des „Franklin-Field“. Wir gestalten entsprechende Veranstaltungen aktiv mit, so z. B. bei der sogenannten „Sommermeile“, einem Fest der Begegnung. Dort haben wir Menschen eingeladen, sich segnen zu lassen. Eine Form von kirchlicher Präsenz, die gut angenommen wurde und die wir deshalb auch bei anderen Gelegenheiten wiederholen werden.

Kooperationsmöglichkeiten ausloten und kultivieren

Auf einem Teil des Geländes sind derzeit noch geflüchtete Menschen untergebracht. In Kooperation mit der Flüchtlingsberatung von Caritas und Diakonie sowie mit youngcaritas konnten wir gemeinsam mit geflüchteten Familien ein Johannesfeuer sowie eine gemeinsame Martinsfeier gestalten. Die Resonanz der überwiegend muslimischen Menschen sowie einiger Gemeindemitglieder aus den Nachbarstadtteilen war sehr positiv. Eine Fortsetzung dieser Zusammenarbeit bei anderen sinnvollen Gelegenheiten ist erklärtes Ziel aller Beteiligten.

Auf Gottes Führung vertrauen – besonders in neuen Herausforderungen

Es gehört zu unseren wesentlichen Erfahrungen, dass wir als Kirche(n) in FRANKLIN keine selbst-



verständliche Größe sind. Wir müssen immer wieder erklären, wer wir sind und was wir dort wollen. Wir müssen deutlich machen, dass und warum für uns bestimmte Dinge wesentlich sind. So z. B. das Kreuz als Erkennungszeichen auf unserem Schild.

Vor allem brauchen wir Geduld, Flexibilität, Beharrlichkeit, aber auch die Bereitschaft, unser kirchliches Handeln und unsere Angebote auf die jeweiligen Gegebenheiten und geäußerten religiösen Bedürfnisse der Bewohnerinnen und Bewohner auszurichten, die sich ständig ändern können. So werden wir erst deutlich später als erhofft das

Kirchengebäude nutzen können. Dafür haben wir jetzt ein schönes Klassenzimmer in der ehemaligen Elementary-School der Amerikaner als Versammlungsraum, als Büro und Gebets- bzw. Gottesdienstraum zur Verfügung. Wir sind gespannt, wie Kirche in FRANKLIN in der neuen Nachbarschaft unter Gottes Führung weiter wächst und wie wir mit anderen daran mitwirken können.

***„Denn welche der Geist Gottes treibt,
die sind Gottes Kinder.“
(Röm 8,14)***

Bernd Brucksch

Ev. Kirche

Bernd Brucksch, Pfarrer, Evangelische Vogelstang-Gemeinde Mannheim

Kontakt: bernd.brucksch@ekma.de

Richard Link

Kath. Kirche

Richard Link, Dipl.-Theologe, Pastoralreferent in der SE Mannheim Maria Magdalena. Projektbeauftragter für den neuen Stadtteil FRANKLIN, Mannheim

Kontakt: richard.link@ssemma.de



Wachsen im Loslassen: Der Weg der Clarissen-Kapuzinerinnen aus Balsbach

Anhand eines Fragenkatalogs berichten Äbtissin Sr. Eva-Maria Burger und ihr Konvent

Eine Schwesterngemeinschaft verlässt nach runden 70 Jahren aus Altersgründen ihr Kloster im Odenwald. Das sieht nicht gerade nach einem Wachstumsvorgang aus. Von außen betrachtet ist es schwer, sich vorzustellen, wie die Clarissen-Kapuzinerinnen aus Balsbach wohl mit sich gerungen haben, bis sie diese Entscheidung treffen konnten. Seit drei Jahren wohnen sie in ihrem neuen Domizil, dem Altenpflegeheim „Haus Bethanien“ der Franziskanerinnen von Gengenbach auf dem dortigen Abtsberg. Ein eigener Bereich sichert ihnen, dass sie ihr Ordensleben auch dort weiterführen können – in strenger Klausur, wie es der eigenen Ordensregel entspricht. Wer diesen Schwestern heute auf der Anhöhe über dem Kinzigtal begegnet, der trifft keine Frauen, die vergrämt mit ihrem Schicksal hadern, das ihnen am lieb gewonnenen Ort keinen Nachwuchs mehr beschert hat. Dies wäre freilich nachvollziehbar. Denn nicht nur die Schwestern hatten ihr Kloster in Balsbach lieb gewonnen und liebevoll gepflegt. Auch die Menschen in der Umgebung wussten, welchen Schatz sie in der Gemeinschaft der betenden Frauen hatten. Wer heute, drei Jahre nach dem Weggang, mit Menschen aus dem Odenwald darüber ins Gespräch kommt, der spürt dies sehr bald. So war auch der Abschied der Klosterfrauen an jenem 27. September 2015 sehr emotional. Bei sehr vielen Beteiligten flossen die Tränen. Und nicht wenige Menschen aus der Umgebung des Klosters halten bis heute den Kontakt zu „ihren“ Schwestern im fernen Gengenbach.

Grund genug, um im Schmerz über das Verlorene zu versinken? Bei den Begegnungen mit den Clarissen-Kapuzinerinnen fällt eine Frische und Wachheit in den Gesichtern der Schwestern auf – trotz all der spürbaren körperlichen Gebrechen. Sehr authentisch vermitteln die Schwestern: „Es war und ist schmerzvoll, dass wir gegangen sind. Und dennoch – jetzt ist hier unser Platz und wir glauben, dass es der Platz ist, an den Gott uns gestellt hat.“ Mehr und mehr beschleicht einen die Ahnung, dass möglicherweise im Weg dieser Schwestern etwas Prophetisches für viele Wege liegt, die auf uns als Kirche, die an vielen Orten unserer Diözese auf uns warten: Eine Prophetie des Loslassens, welche die Chance bietet, ehrlich und echt in die Tiefe zu wachsen und gerade dadurch neu an Ausstrahlung zu gewinnen.

Sr. Eva-Maria Burger, die heutige Oberin der Gemeinschaft: Was waren die Gründe, die damals ausschlaggebend waren, das Kloster in Balsbach zu verlassen?

Aufgrund ausbleibenden Nachwuchses wurde der Altersdurchschnitt immer höher: Schwestern traten aus, starben oder wurden krank und pflegebedürftig, sodass sich die Dienste und die Arbeit in Haus, Garten, Krankenpflege, Kirche, in der Paramentik und an der Pforte auf immer weniger Schwestern verteilten und die verfügbare Zeit und Kraft zunehmend für die anfallenden Arbeiten benötigt wurden. Die Zeiten für Betrachtung und

Gebet mussten oft zugunsten der Arbeit ausfallen oder gekürzt werden. Es war uns klar, dass wir so auf Dauer unserer kontemplativen Berufung nicht gerecht werden konnten.

Wie verlief der Entscheidungsprozess, wen haben Sie in Ihre Überlegungen mit eingebunden?

Der Entscheidungsprozess fand klosterintern statt: Der ausbleibende Nachwuchs in den Klöstern war ein Faktum. Die Frage war: Wie würde es bei uns weitergehen? Wir beteten um Berufungen. Es traten Frauen bei uns ein und wieder aus. Wie lange sollten wir noch beten und hoffen? Besonders die damalige Äbtissin, Sr. Ancilla, bemühte sich um die Klärung bezüglich unserer Zukunft und gab ihre Überlegungen, Fragen und Impulse immer wieder in den Schwesternrat hinein. Auch bei der Visitation im Jahr 2012 kam dieses Thema zur Sprache und Weihbischof Klug fragte uns: „Haben Sie sich schon Gedanken gemacht, wie es bei Ihnen in fünf, zehn, 15 Jahren aussieht?“ Wir sagten ihm, dass wir uns, sofern wir nicht bald Nachwuchs bekämen, einen Weg vorstellen könnten, wie ihn holländische Clarissen-Kapuzinerinnen gegangen sind: Sie haben ihr Kloster verlassen und sind gemeinsam in ein Altenheim gegangen, wo sie weiter als Gebetsgemeinschaft miteinander leben konnten. Weihbischof Klug griff diesen Gedanken gerne auf und versprach, sich bei Kongregationen der Erzdiözese nach einer solchen Möglichkeit für uns zu erkundigen. Bald darauf besuchte uns die neugewählte Generaloberin der Gengenbacher Franziskanerinnen und sagte uns: Wir wollen Ihnen nur sagen: Sie sind bei uns herzlich willkommen. Ein Jahr später ergab sich für uns eine Situation, in der unsere Äbtissin erkannte: Selbst, wenn jetzt eine Kandidatin bei uns eintreten wollte, hätten wir inzwischen nicht mehr die nötigen Kapazitäten an Zeit und Kraft, um sie

auf diesem Weg zu begleiten. Und im Grunde wäre es auch unverantwortlich, eine junge Frau, die eine Berufung für das kontemplative Leben hat, in unseren überalterten Konvent aufzunehmen, wo sie statt des kontemplativen Lebens nur Arbeit und Stress erleben würde. Die Ratsschwwestern teilten diese Einsicht. Es war somit klar, dass der Schritt, unser Kloster zu verlassen, unausweichlich sein würde. Deshalb konnten wir darin nun auch den Willen Gottes erkennen. Und klar, weil vernünftig, war dann ebenso, diesen Schritt zu tun, solange wir ihn noch selbstständig tun konnten.

Wie haben Sie in diesen Prozess Ihren Konvent, also die gesamte Gemeinschaft eingebunden?

Nun musste dem Konvent die Entscheidungsfindung dargelegt und dafür geworben werden. Sorgfältig bereitete die Äbtissin das Konventkapitel vor. Die Zustimmung zu dieser Entscheidung fiel den einzelnen Schwestern verschieden schwer, aber im Grunde mussten und konnten auch alle Schwestern einsehen, dass uns nichts anderes übrigblieb und somit darin auch der Wille Gottes zu erkennen war. Weil die Suche nach dem Willen Gottes aber aller Schwestern erste Option ist, hatten wir eine starke gemeinsame Basis, auf der wir nun den Weg unseres Abschiednehmens von Balsbach gehen konnten. Kraft gab uns auch die Grundüberzeugung: Im Willen Gottes liegt unser Heil. Wenn der Herr uns diesen Weg führt, dann ist es für uns ein Heilsweg, dann wird sowohl unser Weggang von Balsbach wie auch unser Neuanfang in Gengenbach gesegnet sein. Aus diesem Vertrauen wuchs dann auch eine Art Neugier und Erwartung auf das, was der Herr in Gengenbach für uns bereithalten würde. Es wurde dann ein Termin für die Übersiedlung ausgemacht und es war gut, dass wir zweieinhalb Jahre Zeit hatten, um den Umzug vorzubereiten.

Kritisch gefragt: Haben Sie damit nicht Ihre gemeinsame Berufung, nämlich als Klostersgemeinschaft in Balsbach zu leben, aufgegeben?

Unsere gemeinsame kontemplative Berufung besteht zuerst darin, Gott zu verherrlichen, ihn als Gott und Herrn anzuerkennen, nach seinem Willen zu fragen und ihn zu tun und ihm so unsere Liebe und Hingabe zu schenken. Wir hätten uns gegen unsere Berufung entschieden, wenn wir unsere Augen vor der Realität (der Wille Gottes äußert sich durch konkrete Gegebenheiten) verschlossen und unserem Wunsch, in Balsbach zu bleiben, den Vorrang gegeben hätten.

Wo haben Sie in diesem ganzen Vorgang des Umzugs und der Ansiedelung in Gengenbach Aspekte Ihrer gemeinschaftlichen Berufung neu entdeckt? Gibt es etwas, wo Sie sagen würden, da sind wir in die Tiefe gewachsen? Hat das in Ihrer Beziehung zu Jesus etwas verändert oder vertieft?

In der gemeinsamen Ausrichtung auf Gott und seinen Willen erlebten wir eine intensive Gemeinschaft mit ihm in der Mitte. Das schenkte uns Mut und Trost. Das war eine starke Glaubenserfahrung, die uns während der ganzen Zeit der Übersiedlung als Gemeinschaft, aber auch jede persönlich getragen hat. In unserer franziskanisch-clarianischen Spiritualität ist die Armut bedeutsam. So wie sich Jesus in seiner Menschwerdung arm gemacht hat, um uns nahe zu sein, sollen auch wir ohne Ansprüche und einfach leben, damit wir immer frei sind, Gott und seinen Willen zu umfassen. Die Entscheidung, Balsbach zu verlassen, war eine genuin franziskanisch-clarianische. Dies hat unsere Spiritualität aktualisiert und damit auch verlebendigt und vertieft. Die Erfahrung, um Gottes Willen etwas sehr Schönes und Wertvolles in Liebe loslassen zu können, hat die Liebe zu Gott und die Freude an ihm vertieft.

Was hat Ihnen geholfen, damit dieser Weg trotz allem Schmerz ein guter Weg wurde?

Der Umzug war Ende September 2015. Die letzten Monate in Balsbach fielen in die Zeit, in der die vielen Flüchtlinge nach Deutschland kamen. Wir mussten ehrlicherweise sagen: Im Vergleich zu diesen Menschen, die Furchtbare in ihrer Heimat oder auf der Flucht erlebt hatten und mit nichts in eine unsichere Zukunft unterwegs waren, ging es uns sooo gut! Zudem war die Aussicht, dass wir in Gengenbach mehr Zeit für das Gebet haben würden, ein Trost. Auch das gemeinsame Ausräumen und Zusammenhelfen war eine starke, prägende Erfahrung. Hinzukommt, dass zu unserer kontemplativen Berufung sehr stark der Gedanke der Stellvertretung gehört: Wir verbanden uns im Schmerz des Loslassens mit all den Menschen, die z. B. aufgrund von Krankheit, Alter oder sonstigen Lebensumständen gezwungen sind, ihr Haus, ihre Wohnung, ihre Heimat aufzugeben, und baten den Herrn, dass auch sie loslassen und offen sein können für das Neue und sich nicht in Bitterkeit verschließen. Wir glauben, dass wir so mit unserem verschenkten Schmerz anderen helfen konnten, dass der Herr den Prozess unseres Loslassens fruchtbar gemacht hat – nach dem Wort von Joh 15: Wer in mir bleibt und in wem ich bleibe, der bringt reiche Frucht.

Welchen Rat würden Sie anderen kirchlichen Gemeinschaften, Gruppierungen, Pfarreien mitgeben, die vor der Herausforderung stehen, sich für einen Abschied zu entscheiden?

Die Verantwortlichen sollten in der Lage sein, die Gegebenheiten und anstehenden Veränderungen unvoreingenommen zu sehen, und darin nach dem Willen Gottes fragen und im Gebet von Gott Klarheit erbitten. Das Erkennen des Willens Gottes ist Frucht eines echten Hörens auf ihn. Erst in

der geschenkten Klarheit sollten die Verantwortlichen andere dafür gewinnen und kann ein solcher Weg ein gemeinsamer, aufbauender Weg sein. Im Wissen um das Geheimnis des Kreuzes: Im Annehmen des Unangenehmen und Unannehmlichen – so es Gottes Wille ist – vollzieht sich, was

vom Sterben des Weizenkornes gesagt ist: Wenn es in die Erde fällt, bringt es reiche Frucht.

Liebe Schwestern, Ihnen herzlichen Dank für Ihr beeindruckendes Zeugnis!

Sr. Eva-Maria Burger

Äbtissin Sr. Eva-Maria Burger studierte von 1976-1980 Religionspädagogik an der KFH Freiburg und war 4 Jahre als Gemeindeferentin in Besigheim tätig. Nach einem Sabbatjahr trat sie 1985 in das Kloster Balsbach ein. Hier war sie in 30 Jahren in unterschiedlichen Bereichen tätig: in der Paramentenstickerei, in der Ausbildung der Postulantinnen, als Vikarin, als Kantorin und in der Liturgievorbereitung, vor allem aber als Köchin.



Schulseelsorge – ein Dienst der Kirche an der Schule

In der Osterfeld Realschule in Pforzheim treffen sich an einem Dienstagabend im Februar Eltern zu einem Elternforum, um sich über jugendliche Medienwelten zu informieren und auszutauschen. Schnell stellt sich die Frage, was das mit Schulseelsorge zu tun habe und ob Schulseelsorge nicht expliziter christlich auftreten müsse.

Eine Antwort hierauf ergibt sich aus dem Selbstverständnis der Schulseelsorge. Sie versteht sich als Dienst der Kirche an allen am Schulleben Beteiligten. Um diesem Auftrag gerecht zu werden, muss Schulseelsorge theologisch reflektiert, situationsbezogen und adressatengerecht handeln. In einem multikulturellen und tendenziell kirchenfernen Kontext kann es somit angebracht sein, der Diakonia den Vorzug vor Martyria und Leiturgia zu geben. Das bedeutet: Schulseelsorge kann in der Tat expliziter christlich auftreten – es muss dann aber auch zu den Adressaten und ihren Bedürfnissen passen.

Die zweijährige Weiterbildung Schulseelsorge des Erzbistums Freiburg legt eben hierauf ihr Augenmerk: Zukünftige Schulseelsorgerinnen und Schulseelsorger lernen, qualifizierte schulpastorale Angebote zu machen, die zu der jeweiligen Situation vor Ort passen.

Profiteure auf mehreren Ebenen

Schulseelsorge ist ein Gewinn für Schulseelsorger, Schulen und die Kirche.

- Der Gewinn für die Schulseelsorgerinnen und

-seelsorger ist gerade im Hinblick auf die Weiterbildung, die das Erzbistum Freiburg u. a. Religionslehrerinnen und -lehrern anbietet, leicht greifbar. Die Reflexion der eigenen Glaubensbiografie, der durch Lernpartnerschaften oder Feedbackrunden institutionalisierte Austausch untereinander, gemeinsame liturgische Feiern, die Auseinandersetzung mit dem Menschenbild der humanistischen Psychologie und das Durchspielen von Beratungssituationen lassen die Weiterbildungsteilnehmer einen persönlichen und spirituellen Vertiefungsprozess durchleben. Dieser Vertiefungsprozess ermöglicht es angehenden Schulseelsorgern, das eigene Handeln in der Schule auf ein neues Fundament zu stellen, und trägt so zu einem guten Standing bei.

- Der Gewinn für die Schule und die am Schulleben Beteiligten lässt sich exemplarisch zeigen. Im Rahmen von Exerzitien haben Schülerinnen und Schüler des St. Raphael Gymnasiums eine Woche unter einfachen Bedingungen in Frankfurt gelebt und in Einrichtungen der Wohnungslosenhilfe mitgearbeitet. Die dort gemachten Erlebnisse wurden in gemeinsamen Andachten und Gesprächen in einen christlichen Deutungshorizont eingebettet. So konnten die Schülerinnen und Schüler nicht nur die Erfahrung machen, dass uns Gott gelegentlich auch „im Kleinen“ begegnet, sondern sie gewannen zudem Zutrauen zu sich selbst – gerade durch die von ihnen überwundenen Widrigkeiten und die Begegnung mit dem Fremden und Befremdenden.



Dass sich aus den Exerzitien eine Beteiligung am Heidelberger „Frühstück im Winter“ entwickelt hat und somit einmal im Jahr Bedürftige zu Gast in der Schule sind, ist ein besonderer Gewinn: Zum einen öffnet sich die Schule, die in einem vornehmen Heidelberger Stadtteil liegt, ganz bewusst marginalisierten Lebenswelten, zum anderen wird der christliche Geist der Schule über die Schulgemeinschaft hinaus erfahrbar.

Da jede Schulseelsorgerin, jeder Schulseelsorger zum Lehrkörper vor Ort gehört, kennt er nicht nur die örtlichen Gegebenheiten, sondern kann sein Angebot leicht an die jeweiligen Interessen und Bedürfnisse anpassen und so seinen eigenen, ganzheitlichen Beitrag zum schulischen Erziehungsauftrag leisten. Daneben ist er ein für Schüler, Eltern, Kolleginnen und Kollegen leicht und schnell zu erreichender Ansprechpartner bei alltäglichen Sorgen und Nöten, aber auch in Krisensituationen.

- Schulseelsorge ist ferner ein Gewinn für die Kirche. Die am Schulleben Beteiligten, allen voran die Schülerinnen und Schüler, können über die Schulseelsorge Erfahrungen mit dem Glauben und mit der Kirche machen – Erfahrungen, die für manche Schüler selten geworden sind und die über das hinausgehen, was im Fachunterricht Katholische Religion geleistet werden kann. So ermöglicht ein seelsorgerisches Angebot für angehende Abiturientinnen am St. Ursula Gymnasium in Freiburg das gemeinsame Erleben von Stille, Spiritualität und Liturgie in einem geschützten Rahmen: Die Schülerinnen treffen sich in der „heißen Phase“ der Abiturvorbereitungen einmal wöchentlich mit der Schulseelsorgerin, um jenseits allen Leistungsdrucks gemeinsam die Kraft der Stille zu erfahren. Daneben gibt es an den Prüfungstagen eine Morgenandacht und nach den Prüfungen eine gemeinsame meditative Wanderung, die unter der Perspektive „Wie geht mein Weg weiter?“ steht – für die Schülerinnen ein Erleben, das Lust auf mehr und auf Vertiefung macht.

Die Schulseelsorgerin der Osterfeld Realschule wiederum kommt im Rahmen des von ihr angebotenen Elternforums in Kontakt zu Eltern, die keine Nähe zur Kirche haben. Sie wird dabei nicht nur als Lehrerin, sondern in ihrer Rolle als Schulseelsorgerin auch als Vertreterin der Katholischen Kirche wahrgenommen, die sich der Anliegen und Sorgen der Eltern annimmt.

Zugleich kommt auch die Kirche über die Schulseelsorge leicht in Kontakt mit jungen Menschen, die nicht mehr selbstverständlich ihre Nähe suchen, so etwa wenn die Teilnehmer an den Exerzitien in Frankfurt nicht nur gemeinsam einen Gottesdienst besuchen, sondern sie für eine Woche zu Gast in der Gemeinde Maria Hilf sind, sie die Räumlichkeiten zum Wohnen nutzen und sie so fast nebenbei Teil des Gemeindelebens sind.



Keine Schulseelsorge ohne Kooperation

Die Schulseelsorge trägt dazu bei, dass der Dienst der Kirche an der Schule von immer mehr Beteiligten auch jenseits des Fachunterrichts Religion erfahren wird. Das kann sie jedoch nicht aus sich selbst heraus.

Schulpastoral ist in vielfacher Hinsicht auf Kooperationen mit Gemeinden und anderen religiösen Institutionen vor Ort angewiesen, etwa wenn eine Schülerpilgergruppe ihr Nachtlager in den Räumen einer Gemeinde findet, wenn für den Schulgottesdienst die Kirche genutzt werden kann,

wenn Schüler oder auch Kolleginnen und Kollegen Einkehrtage in Klöstern machen.

Eindrücklich ist das Angebot einer Pastoralreferentin, Teilnehmern an den Sozialexerziten und begleitenden Lehrern im (glücklicherweise nicht eingetretenen) Notfall Räume, die sonst privat genutzt werden, zum Übernachten zur Verfügung zu stellen. Das Beispiel zeigt, wie weit der Einsatz Einzelner über das hier zu Erwartende hinausgeht, und es gehört mit zu den bereichernden Erfahrungen der Schulseelsorge, zu erleben, mit welcher Offenheit und Kreativität Kooperationen vielfach gestaltet werden.



Peter Grünewald

Peter Grünewald, Schulseelsorger am St. Raphael Gymnasium (Heidelberg) und Teilnehmer an der Weiterbildung Schulseelsorge 2014-2016

Kontakt: peter.gruenewald@raph-hd.de



Wachstum aus der Sicht eines Biolandwirts



Bei der Frage, welche Faktoren für Wachstumsprozesse im kirchlichen Bereich förderlich sind, ist es hilfreich, einen nüchternen Blick auf Wachstumsprozesse in der der Natur zu werfen. Jedenfalls wählt Jesus selbst wiederholt diese Perspektive in seinen Gleichnissen. Die einzelnen Vorgänge, die sich dabei beobachten lassen, können Hinweise geben, was bei der Förderung von Wachstum für das Reich Gottes zu beachten ist. Biobauern und kirchliche Mitarbeiter verbindet bisweilen die kritische Anfrage Dritter, ob es wirklich klug war bzw. ist, sich ganz mit der eigenen beruflichen Existenz im gewählten Bereich zu verorten. Stephan Jehle (32 Jahre, verheiratet, 4 Kinder) ist mit Leidenschaft und Kompetenz Biolandwirt und schildert uns seinen Betrieb in der Nähe von Ravensburg. Das Gespräch führte Weihbischof Dr. Michael Gerber.

Unser Betrieb umfasst 50 Hektar Tafelobstanlagen, die seit 2001 ökologisch bewirtschaftet werden. Es werden ausschließlich Äpfel nach den Bioland-Richtlinien produziert. Die durchschnittliche Ernte der letzten zehn Jahre beträgt 1300 Tonnen. Auf unserem Betrieb arbeiten und leben zwei Generationen.

Geändert hat sich auch die Mitarbeiterstruktur, besonders deren Herkunft. Wurden die anfallenden Arbeiten vor Jahrzehnten weitgehend von der eigenen Familie oder Hilfskräften aus der Umgebung erledigt, so sieht dies heute anders aus: Bei der Arbeit werden wir durch unsere vier festangestellten Mitarbeiter unterstützt. Beim Ausdünnen und in der Ernte kommen bis zu 30 Saisonarbeiterinnen und -arbeiter, hauptsächlich aus Polen und Ungarn hinzu.

Netzwerk

Entscheidend ist nicht zuletzt eine gute Vernetzung des Betriebes: *Durch das Europäische Bio-Obst Forum (EBF) sind wir auf europäischer Ebene in Vermarktung und Produktion mit vielen Bio-Appleproduzenten vernetzt. Deutschlandweit ist der praktische Austausch und das politische Sprachrohr durch die Fördergemeinschaft Ökologischer Obstbau (FÖKO) gegeben. Auf Länderebene haben wir durch Beratungsdienste und Erzeugergemeinschaften die intensivste Vernetzung.*

Wachstumsvorgänge

Der ökologische Landbau fordert die Kompetenz, die unterschiedlichen Wachstumsfaktoren und -prozesse nachzuvollziehen und insbesondere deren Wechselwirkung zu verstehen, um so zu intervenieren, damit sich daraus ein fruchtbarer Gesamtprozess entwickelt: *In der ökologischen Produktion ist man viel stärker von der Natur*

abhängig als im konventionellen Landbau. Das liegt hauptsächlich an den biologischen Pflanzenschutzmitteln, die deutlich geringere Wirkungsgrade erreichen. Dadurch müssen sie öfter eingesetzt werden. Dies kann zu Blattschäden führen, welche die Photosynthese und damit die Energieproduktion des Baumes einschränkt.

Eine weitere Wechselwirkung besteht im Baumstreifen. Zum einen steht der Grasaufwuchs in direkter Konkurrenz mit den Baumwurzeln und zum anderen bietet hohes Gras idealen Unterschlupf für Mäuse, die die Wurzel abnagen und somit unsere Bäume schädigen. Daher muss der Baumstreifen regelmäßig mechanisch gehackt werden, um den Bäumen die besten Chancen zu bieten, an Nährstoffe und Wasser zu kommen. Diese Faktoren bestimmen auch den Fruchtansatz und damit die Chance auf einen guten Ertrag.

In der Vegetationsruhe wird die Düngung ausgebracht, damit die Bäume zur Blüte genügend Stickstoff zur Verfügung haben. Die Blüte ist wiederum abhängig vom Vorjahresbehang und dem Gesamtzustand des Baumes. Eine gute Befruchtung ist wiederum abhängig vom Wetter. Lange nasskalte Tage in Verbindung mit unserem Pflanzenschutz können die Befruchtung enorm beeinträchtigen. Nach der Befruchtung entscheidet wiederum der Gesamtzustand des Baumes über den Fruchtansatz. Hier ist vor allem das Wuchsverhalten der einzelnen Bäume von Bedeutung. Stark vegetativ wachsende Bäume haben einen deutlich schlechteren Fruchtansatz. Nach dem Junifall (das ist die natürliche Auslese der Fruchtansätze – alle Früchte die jetzt noch hängen, bleiben auch auf dem Baum) geht es darum, die richtige Anzahl an Früchten auf den Bäumen zu belassen. Es wird ausgedünnt. Später sind dann Faktoren wie Licht (durch Sommerriss und Sommerschnitt wird der Baum luftig und lichtdurchlässig gehalten) und

Wasser von großer Bedeutung. Sonnige Tage und kalte Nächte sind zum Schluss dann die ideale Voraussetzung für eine perfekte Ausfärbung der Früchte und für die Reife.

Anlagenhygiene

Der Landwirt ist darum bemüht, alles vom Baum fernzuhalten, was seine Entwicklung und Fruchtbarkeit nachhaltig stört: Um den Druck an Schädlingen und auch Pilzkrankheiten so gering wie möglich zu halten, nutzen wir viele verschiedene Bausteine. Die Anlagenhygiene umfasst das Entfernen aller hängengebliebenen Früchte, das Heraustragen krebsbefallener Äste und Bäume sowie die geförderte Zersetzung der Blätter, um den Pilzdruck zu senken. Die Verwertung von Altanlagen zu Hackschnitzeln schließt den Verwertungskreislauf und minimiert Schädlinge, die sich in den Rinden versteckt halten. Pflanzenschutzmittel werden erst bei Überschreitung der Schadschwellen appliziert, das heißt, viele und aufwendige visuelle Kontrollen sind erforderlich. Es wird nur mit schädlingsspezifischen Mitteln gearbeitet. Außerdem werden durch Blühstreifen Nützlinge in der Anlage gehalten und angelockt. Auch wird nach einem Schädlingsanstieg zum Teil auf den natürlichen Anstieg der Nützlings-Population gewartet, um gar keine Pflanzenschutzmittel einsetzen zu müssen.

Ansonsten brauchen wir einen nachhaltigen pflanzenschonenden Pflanzenschutz, um die nötige Qualität zu produzieren. Wir setzen keine synthetischen Mittel ein. Wir behandeln mit Stoffen, die so in der Natur auch vorkommen, daher sind wir rückstandsfrei. Auf der einen Seite brauchen wir Fungizide, um die Pilzkrankheiten überhaupt zu bekämpfen, andererseits wollen wir die naturgegebene Phyllosphäre, also die natürliche Schutzschicht auf den Blättern, nicht unnötig belasten.

Die Pflanzenschutzmittel, die wir einsetzen, haben schlechte Wirkungsgrade und sind meist nur exakt terminiert ausreichend wirksam, daher sind wir leider viel zu oft dazu gezwungen, die natürlichen Abwehrmechanismen der Bäume zu stören.

Optimierung des Wachstums

In der biologischen Landwirtschaft stellt sich immer wieder auch die Frage, inwiefern Wachstum optimiert werden kann, ohne die betreffenden Pflanzen zu überfordern: Wir nutzen das natürliche Wachstum des Baumes und regulieren durch gezielten Schnitt das generative und auch das vegetative Wachstum. Dabei machen wir uns hauptsächlich das Wissen über die verschiedenen Pflanzenhormone und deren Wirkung zunutze. Pflanzenhormone wirken gegenläufig, das heißt, wenn ein Hormon eher das vegetative Wachstum fördert, dann gibt es dazu einen Gegenspieler, der generatives Wachstum verursacht. Diese Pflanzenhormonströme nutzen wir für uns und leiten so die Bäume – natürlich nur begrenzt – in die Richtung, die für uns sinnvoll ist. Da wir keine Wachstumsregulatoren einsetzen dürfen, ist dieser Schnitt sowohl im Sommer wie auch im Winter enorm wichtig und entscheidet maßgeblich über den Gesamtzustand eines Baumes.

Reaktion auf das Klima

Der Klimawandel erfordert es, ein hohes Maß an Energie und auch an finanziellen Investitionen in entsprechende Schutzkonzepte zu tätigen: Zum Schutz der Früchte und der Bäume sind die Anlagen mit Hagelschutzsystemen überdacht. Außerdem besteht die Möglichkeit, die Bäume durch Tröpfchenbewässerung, also durch einen Bewässerungsschlauch im Boden, nachhaltig mit Wasser zu versorgen.

Doch nehmen die klimatischen Herausforderungen deutlich zu: *Durch die zunehmenden Wetterextreme und die Klimaerwärmung sind wir gezwungen, neue und auch innovative Wege zu gehen. Zum Beispiel sind die starken Regenereignisse im Sommer für das Wachstum von Pilzkrankheiten ideal, was für uns einen höheren Pflanzenschutzaufwand bedeutet. Dieser hohe Aufwand muss im puncto Nachhaltigkeit und Ökologie hinterfragt werden. Eine Möglichkeit ist das Pflanzen von pilzrobusten Sorten. Niederschlag und damit feucht-warme Apfelbestände könnte man durch Folienüberdachung verhindern. Damit wären viele negative Aspekte unserer Produktion gelöst. Allerdings befindet sich dieses System noch in der Testphase.*

Frostige Zeiten

Der Frost im April 2017 hat uns sehr schwer getroffen. Wir haben über 90 Prozent unseres Ertrages dadurch verloren. Im Normalfall pumpt der Baum nach einer erfolgreichen Befruchtung seine Energie in die Früchte. Wenn keine Früchte da sind, dann geht die vorhandene Energie ins vegetative Wachstum, also ins Holz. Somit hatten wir in diesem Jahr einen weitaus höheren Aufwand mit Baumschneidearbeiten. Solche Ereignisse bringen die Bäume aus dem Gleichgewicht und wir müssen versuchen, dieses Gleichgewicht mit unsern begrenzten Möglichkeiten wieder herzustellen.

Wo keine Früchte wachsen, geht die Energie in andere Bereiche – die letztlich aber der Fruchtbarkeit des Baumes nicht dienen. Ob dieses Phänomen sich nur im Obstbau beobachten lässt oder auch auf andere Lebensbereiche zutrifft? Doch zurück zum Frostschaden. Wo die Schäden aufgrund klimatischer Veränderungen intensiver werden, stellt sich die Frage nach dem Versicherungsschutz.

Finanziell gesehen müssen wir uns langfristig gegenüber Frost absichern. Da die Vegetation bedingt durch den Klimawandel immer früher beginnt, die Frostereignisse aber zum gleichen Zeitpunkt kommen, besteht ein höheres Risiko von Totalausfällen. Denn je weiter die Bäume in der Vegetation vorangeschritten sind, desto anfälliger werden sie gegen Frost. Ob das in einer Versicherung endet oder doch in Frostschutzberegnung, ist noch offen.

... und was schenkt trotz dieser schweren Rückschläge die Motivation, weiterzumachen?

Rückschläge gibt es überall. Wir dürfen sie als Herausforderungen sehen und annehmen. Wir freuen uns daher auch über viele Fortschritte und Errungenschaften. Die restliche Motivation schenkt mir meine Familie. Schlussendlich können wir nur weitermachen.

Stephan Jehle



Stephan Jehle, Agraringenieur, ist Biolandwirt mit eigenem Betrieb. Er ist verheiratet und Vater von vier Kindern.

Jugend-Alphakurs zwischen Thermomix und Werwolf-Spiel

Die Jugend-Alpha-Gruppe in unserer Seelsorgeeinheit ist aus einem Jugend-Glaubenskurs entstanden, den wir in den Herbstferien 2016 veranstaltet haben. Momentan sind 50 Jugendliche ab 14 Jahre im Kreis derer, die schon mal da waren und die wir regelmäßig einladen. Etwa 20 davon gehören zum festen Kern der Alpha-Gruppe und kommen sehr regelmäßig zu den monatlichen Glaubensabenden am Sonntagabend im Pfarrhaus (Jungen und Mädchen etwa zu gleichen Teilen). 25 der Jugendlichen sind in einer Gebetsgruppe, die regelmäßig füreinander betet.

Was ist ein Alpha-Kurs? Alpha-Kurse sind in den 1970ern in der Holy Trinity Brompton Church, einer anglikanischen Gemeinde in London, entstanden. Es geht um die Vermittlung christlicher Grundlagen in einer Atmosphäre des Willkommens. Jedes Treffen besteht aus drei Teilen: ein gemeinsames Essen, um eine gute Atmosphäre zu schaffen, ein thematischer Input und der Austausch in Kleingruppen. Man kann sich an den Inhalten von Alpha (alphakurs.de) orientieren oder natürlich auch eigene Impulse vorbereiten. Bei uns hat sich noch ein zusätzlicher vierter Teil etabliert, nämlich ein Abschluss in der Kirche, in der jede Teilnehmerin und jeder Teilnehmer einige Minuten bei sich ist und wir dann mit einem gemeinsamen Gebet und Lied den Abend abschließen.

In unserer Seelsorgeeinheit haben wir in den Herbstferien 2016 sieben aufeinanderfolgende Abende als Jugend-Alphakurs ausprobiert, bei dem wir das angebotene Filmmaterial benutzten (kostenloser Download unter alphakurs.de). Das

war sehr wenig Aufwand und die Filme sind ansprechend gemacht. Im zweiten Jahr haben wir die Inhalte in einem Vorbereitungsteam junger Erwachsener selbst erarbeitet. Die Themen der sieben Abende lauteten:

- Kann man Gott beweisen?
- Was heißt dreifaltiger Gott?
- Was ist der Mensch?
- Warum gibt es das Böse und die Sünde?
- Was kommt nach dem Tod?
- Was bringt mir der Glaube an Jesus?
- Was ist eigentlich Beten?

Die Zielgruppe sind Jugendliche ab etwa 15 Jahren. Etwa zwei Drittel der Teilnehmenden sind Ministranten in der Seelsorgeeinheit, die anderen sind über Flyer dazu gekommen, die wir mit den Firm-Anmeldungen verschickt haben.

Der Alphakurs in den Herbstferien steht für die eher theologischen Grundlagen des christlichen Glaubens und möchte eine persönliche Glaubensentscheidung fördern. Die monatlichen Alpha-Treffen drehen sich mehr um die Formen und Konsequenzen eines christlichen Lebens. Hier geht es zum Beispiel um Gebet, um christlichen Lebensstil, die Kirche oder um Hilfen zur Entscheidungs- und Berufungsfindung.

Wir machen die Erfahrung, dass sich die Jugendlichen gerne mit klaren und manchmal auch fordernden Inhalten auseinandersetzen. Oft nehmen wir den Jugendkatechismus für den inhaltlichen Impuls zu Hilfe. Genauso wichtig ist, dass die Jugendlichen darauf vertrauen können, unter ande-

ren jungen Menschen zu sein, denen der Glaube wichtig ist und die gut miteinander umgehen. Gerade die älteren Teilnehmerinnen und Teilnehmer sind hier eine Orientierung für die Jüngeren, indem sie immer wieder selber bezeugen, was ihnen der Glaube bedeutet, und davon erzählen, wie sie ihn im Leben umsetzen.

Johannes Renk, 24 Jahre alt: „Unser Alphakurs wird von einer Kleingruppe einiger junger Erwachsener, inklusive unseres Pfarrers, vorbereitet und durchgeführt. Hierbei hat das Vorbereitungsteam immer die Intention, besonders vor jugendlichen Menschen, ein Glaubenszeugnis abzulegen und für das Christsein, die Gemeinschaft des Glaubens sowie die persönliche Beziehung zu Gott zu begeistern.

Erfreulich ist, dass sich einige Mitglieder auch außerhalb des Glaubenskurses enger mit der Theologie und dem Glauben befassen und dies auch im gewohnten sozialen Umfeld offen kommunizieren. Es macht Spaß, sich besonders in den Kleingruppen-Diskussionen immer wieder den starken Fragen der Jugendlichen zu stellen, zusammen Themen zu erarbeiten, zu hinterfragen und einen gemeinsamen Nenner zu finden. Es ist schön zu sehen, wie nicht nur die einzelnen Teilnehmer als Gruppe des Glaubenskurses enger zusammenrücken, sondern sich unter ihnen auch eine Selbstverständlichkeit etabliert, was es bedeutet, Christ zu sein, und das im Alltag auch zu leben.“

Einige Faktoren, die uns zum Jugend-Alphakurs geführt haben:

- **Offene Türen:** Durch die vielen Veränderungen der vergangenen Jahre, aber auch durch unsere eigenen Schwerpunktsetzungen, fühlen wir uns im Seelsorgeteam frei, dort etwas auszuprobieren, wo wir denken, dass Gott uns eine
- **Glaube:** Wir glauben, dass Jesus Christus Menschen glücklich und heil machen kann und dass er weiterhin die Kirche als sein Werkzeug dazu braucht. Das beziehen wir konkret auf uns. Wir versuchen, eine missionarische Kirche zu sein, die daran mitwirkt, dass Menschen Jesus näher kennenlernen können und dass Gruppen entstehen, in denen eine Begegnung im Glauben stattfinden kann.
- **Gebet:** Bei uns beten drei Gebetsgruppen wöchentlich im Anliegen um geistliche Berufungen. Die Beterinnen und Beter bekommen immer wieder die Informationen, was wir gerade tun, und beten für unsere Jugendlichen und die Mitarbeiter. Auch die Jugendlichen versprechen bei jedem Alpha-Abend, regelmäßig füreinander zu beten. Gerade dies wird von den Jugendlichen oft als eines der wichtigsten und schönsten Elemente der Alpha-Gruppe genannt.
- **Material:** Wir benutzen relativ viele Materialien aus dem freikirchlichen Bereich. Das liegt an der ansprechenden Gestaltung, einer klaren Botschaft und einer verständlichen Sprache. Meistens braucht es nur wenige Anpassungen oder Erläuterungen, damit sie für unseren katholischen Kontext passen.
- **Ausprobieren:** Der Alphakurs war nicht langfristig geplant, sondern weil wir eine Gelegenheit genutzt haben. Nicht alle Ideen haben funktioniert und wir sind immer noch im Experimentiermodus. Manches, was nicht vorhersehbar war,

ist durch Ausprobieren entstanden: eine WhatsApp-Gebetsgruppe, die mittlerweile das Herzstück der Alphagruppe geworden ist, etliche Firmprojekte, die von den Alpha-Teilnehmern angeboten werden, oder eine Gebetszeit im Gymnasium, die von den Alpha-Jugendlichen durchgeführt wird.

- **Freundschaft:** Jesus hat von der Freundschaft gesprochen (Joh 15,15). Für uns heißt es, dass wir den Menschen nahe sein müssen, wenn wir ihnen das Evangelium bezeugen wollen. Die Jugendlichen sollen spüren, dass sie willkommen sind, dass sie frei sind, ihre eigene Position im Glauben zu finden, und dass wir uns für sie interessieren. Dazu dient unter anderem auch das Essen vor dem Alphakurs (meistens eine Suppe aus dem Pfarrhaus-Thermomix) und die Zeit nach den Alpha-Abenden, an denen wir noch reden oder spielen (meistens das Werwolf-Spiel).

Stefan Märkl

Pfarrer Stefan Märkl ist einer der beiden Leitenden Pfarrer der Seelsorgeeinheit Lauda-Königshofen.

Kontakt: stefan.maerkl@se-lk.de



Kirche als Marke?

Eine Aufbruchserfahrung



Vor einiger Zeit war ich zur Weihnachtsvorlesung im Fach Marketing an der Fakultät Digitale Medien der Hochschule Furtwangen eingeladen. Die Ausgangsfrage: Warum rückt der eigentliche Gehalt des Weihnachtsfestes immer mehr in den Hintergrund? Die These des Professors und der Studierenden im Marketing zeigte dagegen: Die Kirche ist damit wenig in der Öffentlichkeit präsent, häufig ist die Botschaft komplex formuliert und sie gerät angesichts professioneller Wirtschaftswerbung, die bereits im Sommer beginnt, ins Hintertreffen. Wir befinden uns in einem ständigen Verdrängungswettbewerb! Ein interessanter Austausch mit Studierenden folgte. Im fachlichen Gespräch stellte sich häufig die Frage: Wie müsste denn zeitgemäße Werbung für die Kirche und ihre Botschaft aussehen? Was ist denn ihr „Markenkern“? Und viel konkreter: Wie lässt sich der Markenkern dieser kleinen Hochschulgemeinde mitten im Schwarzwald bestimmen?

Wir leben in veränderten Zeiten und das braucht neue Herangehensweisen. Patentrezepte gibt es

nicht. Schon seit Jahren wird in der Pastoraltheologie von einer „induktiven Ekklesiologie“ (Hennecke), einem „Ekklesiopreneurship“ (Sobetzko) gesprochen und erst kürzlich haben Sellmann/Sobetzko u. a. ein „Gründerhandbuch“ für die Pastoral publiziert. Diese Ansätze haben eines gemeinsam: Sie konfrontieren die Pastoral mit einem anderen Denken, das aus der Wirtschaft stammt und uns im pastoralen Denken und Handeln herausfordert. Das hat mich im Nachklang zur obigen Vorlesung inspiriert und mich über das Thema „Marke“ nachdenken lassen. Denn das Thema der „Marke“ ist zwar alltagsrelevant, kirchlich aber kaum im Fokus (vgl. dazu den Markensoziologen Oliver Errichiello: „Die Kirchen drücken sich, ihren Markenkern herauszuarbeiten“, abrufbar unter: www.deutschlandfunk.de/markensoziologe-die-kirchen-druecken-sich-ihren-markenkern.886.de.html?dram:article_id=401883 [Stand: 30.01.2018]). Allerdings müsste der dort recht plakativ formulierte Markenkern wohl noch differenziert werden. Denn kaum ein Unternehmen hat eine lokal so unterschiedliche und historisch gewachsene Zielgruppe wie die Kirche).

Fasziniert hat mich daran, dass das Marketing ungewohnte und unbequeme Fragen stellt und so hilft, wichtige Weichen zu stellen, den Bedürfnissen der Menschen zu entsprechen und unseren Auftrag als Kirche so zu konzentrieren, dass in Wort und Bild deutlich kommunizierbar ist, wofür wir stehen. Es geht also nicht (!) darum, die eigene Öffentlichkeitsarbeit „aufzupolieren“, sondern vielmehr, sich tiefgehende Fragen zum eigenen Selbstverständnis zu stellen. Es ist einleuchtend: Wenn die Werbung eine sehr moderne Institution kommuniziert, diese aber selbst in Denk- und Organisationsformen steckenbleibt, die dem nicht entsprechen, wirkt das unglaublich. Das wäre im Ergebnis genau das Gegenteil dessen, was Marketing eigentlich bewirken wollte. Die Marke ist in ihrer Bedeutung kaum zu unterschätzen, das lässt sich mitunter schon beim Blick in den eigenen Einkaufswagen feststellen. Marken sind dabei verbunden mit Vorstellungsbildern (oder positiven Vorurteilen) bei den Kunden, die aufgrund dieses Vorstellungsbildes wählen. Marken schaffen nachweislich Vertrauen und es muss schon nachdenklich stimmen, wenn eine Umfrage von Henley 1998 zutage fördert, dass die Menschen mehr Vertrauen in „Kellogg's“ als in die Kirche haben. Marken schöpfen dabei ihre Kraft aus zwei Quellen, nämlich Bekanntheit und Image. Es liegt auf der Hand, dass besonders das Image unserer Kirche positiv gepflegt werden muss.

Aber zurück zu unserem Projekt. Schnell fand sich eine bunte studentische Arbeitsgruppe zusammen, die unter der Anleitung des Professors verschiedene Fragenkomplexe behandelte und mit ihrem Engagement und ihren intensiven Diskussionen über Kirche und Gemeinde eine neue Dynamik in dieser KHG entfachte. Sie führten „Marktforschung“ am Campus durch, die sowohl quantitativ als auch qualitativ angelegt war. Abgefragt wurden dabei nicht nur der Bekanntheitsgrad der KHG,

sondern auch die Erwartungen bzw. Offenheit ihr und anderen campusbezogenen Freizeitaktivitäten gegenüber; auch die Wertorientierung und einiges mehr interessierte die studentische Gruppe. So gelang es uns, ein Bild von den Studierenden und Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern am Campus zu bekommen. Als Ergebnis konnten wir drei Gruppen („Segmente“) identifizieren, von denen sich eines als gut ansprechbar zeigte, das andere sich stellenweise ansprechen lässt. Das dritte Segment war gegenüber allen Campusaktivitäten außerhalb des Studiums grundsätzlich uninteressiert. Ebenso war zu erheben, welche anderen Gruppierungen und Einrichtungen am Campus operieren und welche Beziehung wir zu diesen pflegen. Hier galt es ehrlich zu unterscheiden zwischen Kooperation, Competition und Coopetition. Kurz gesagt: Welche Angebote gibt es und was ist unsere „Marktlücke“? Gleichzeitig lag auf der



Hand, dass wir als kirchliche Einrichtung eine Botschaft haben, die unbedingt auf dem Weg zu einer Marke befragt werden musste. So glichen wir die Werteorientierung besonders des ersten wie auch des zweiten Segments mit dem ab, was Kirche und Gemeinde auf dem Hintergrund einer grundsätzlich missionarischen Pastoral vor Ort meinen könnte. Wir haben tagelang diskutiert und gerungen! Heraus kristallisiert haben sich drei Kernworte, die seitdem als Wortmarke mit KHG (zu jedem Logo gehört auch eine Wortmarke!) präsent sind: Begegnen – Entdecken – Verändern. Aus allen diesen Überlegungen resultierte die Bildmarke, also das Logo. Das Ergebnis war die „Markenidentität“:

1. Wer bin ich (auch Herkunft; bin ich Pionier, Preisbrecher oder Premiumanbieter, Spezialist)?
2. Wie trete ich auf? Wie bin ich?
3. Welchen (terminalen, instrumentalen, psychosozialen etc.) „Nutzen“ stifte ich? Welche Attribute habe ich? Welche „Markenpersönlichkeit“ will ich widerspiegeln?

Das hat Auswirkungen bis hin zur Farb- und Schriftauswahl und gipfelt im sogenannten „Markenversprechen“ als Slogan. Am besten ist es noch markant in maximal fünf Worten formuliert (vgl. zur groben Skizzierung des Gedankengangs die entsprechende [nicht publizierte!] Projektdokumentation; zu den Grundlagen der Strategischen Markenführung verdanke ich viele Gedanken der Vorlesung aus dem Sommersemester 2017 von Prof. Dr. Matthias Schulten [nicht publiziert]).

Welche konkreten Auswirkungen hatte aber diese aufwendig entwickelte Markenidentität konkret?

1. **Die Markenidentität ist dynamisch.** Sie muss ständig weiterentwickelt, vertieft und pastoral operationalisiert werden. Darüber hinaus braucht sie weiterhin die Konkretion in einem Leitbild und in konzeptionellen Überlegungen.

Dabei braucht es das **aktive Mittragen dieser Markenidentität vom Vorgesetzten bis hin zu haupt- und ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern.**

2. **Die KHG begegnet mit einem einheitlichen Auftritt mit hohem Wiedererkennungswert,** charakterisiert durch die verschiedenen Orange-Töne, die sich schon auf den ersten Blick von den grünen Plakaten des Hochschuldesigns abheben. Dies zieht sich durch alle unsere Medien: von der Website, Facebook-Auftritt, Plakaten, Flyern bis zur Slideshow auf dem Begrüßungsmonitor im Eingangsbereich der Hochschule. Sogar in der Gestaltung unserer Räumlichkeiten wird dies deutlich. Durch einen hohen Grad an Standardisierung haben wir mit einfachen Mitteln eine hohe Wirkung erzielt. So wurde die KHG für die Studierenden zum Begriff, zur Marke – womit aber zunächst nur die Bedingung der Möglichkeit einer gelingenden missionarischen Pastoral gelegt wurde.



3. **Die Markenidentität lenkt den Blick auf die Marktposition:** Die o. g. Umfrage hat uns deutlich gemacht, dass wir nicht alle erreichen können. Uns wurde bewusst, in welchen Segmenten sich die Arbeit lohnt und wo wir andererseits – mangels Erfolgschancen – eventuell nicht zuerst hinschauen sollten. In unserem Fall haben wir zwei **Zielgruppen** identifiziert,

die sich zumindest grundlegend ansprechbar zeigten, während eine dritte Gruppe unter anderem Religion ablehnend gegenüberstand. Genauso hat uns immer wieder die Frage nach dem eigentlichen (subjektiv empfundenen) **Nutzen unserer Arbeit** umgetrieben. Diese Nutzer-sicht half uns, unsere Aktivitäten anders zu planen. An einer technisch geprägten Hochschule kamen dabei vor allem „informelle“ Kontexte heraus, in denen die Frage nach Gott eher implizit als explizit thematisiert wird und Glaube in den für die Studierenden angenehmen Formaten artikuliert werden kann.

4. **Die Markenidentität prägt die Programmgestaltung der KHG.** Wir geben damit ein Versprechen ab, das wir einlösen möchten! Das sind für uns die drei Begriffe „Begegnen – Entdecken – Verändern“, die bei Gottesdiensten, Glaubensgesprächskreisen, bei Themenabenden, beispielsweise aber auch beim Kaffee- oder Biertrinken und ohnehin bei unseren Ausflügen und Studienreisen immer eine Rolle

spielen. Dabei müssen sie nicht eigens als Thema präsent sein, sondern kennzeichnen verschiedene erkennbare Dimensionen unseres Handelns. Es geht also bei der Markenidentität – um es abermals zu betonen – um das je eigene Selbstverständnis, das es durch die verschiedenen Kontaktpunkte durchzubuchstabieren gilt.

Kurzum: Dieses Projekt war aufwendig, aber es hat uns bereichert und hat ein beständiges Ringen um die Frage nach einer kirchlichen Sozial- und Praxisform in Gang gesetzt, die sowohl unsere Botschaft als auch die Menschen vor Ort in den Blick nimmt und die selbstredend ständig weiterentwickelt werden muss. Ohne Zweifel ist es herausfordernd, aus unserer Sicht aber (übrigens auch für Mitarbeitende!) unerlässlich zu wissen, wofür wir stehen, und das kurz und knapp, sympathisch und modern zum Ausdruck bringen zu können in der Sprache, der Ästhetik, der Medialität der heutigen Zeit.

Michael Schlegel

Dr. Michael Schlegel, Pastoralreferent, Hochschuleseelsorger, Leiter der KHG Furtwangen

Kontakt: michael.schlegel@khg-furtwangen.de



Ein Erfahrungsbericht zum Chor Maranatha in Buchen

Im August 1990 bat mich meine Schwester, ihre Hochzeitsmesse mit unserem Freundeskreis mit neuen geistlichen Liedern musikalisch zu gestalten. Die Freude am gemeinsamen Singen und dem erfrischenden Gestalten der Liturgie erweckte in dieser Gruppe den Wunsch, ein weiteres Projekt auf die Beine zu stellen. Als wir im Frühjahr 1991 zwei Gottesdienste mit einem kleinem Chor und einer Band gestalteten, waren die Rückmeldungen sehr positiv, die Begeisterung groß und wir wurden gefragt, ob und wie man bei uns mitmachen könne. In Absprache mit den zuständigen Pfarrern und Kirchenmusikern vor Ort luden wir zur Gründung eines neuen Chores ein. Die damalige Gemeindefereferentin von Buchen hatte die Idee, den damals neu gegründeten Pfarrverband Buchen-Mudau als Träger für die Finanzierung von Noten zu gewinnen. Zur ersten Probe des „Pfarrverbandchores Buchen-Mudau“ im November 1991 kamen bereits über 80 interessierte Jugendliche und junge Erwachsene. Seither laden wir in jedem Jahr zu zwei Projektphasen im Frühjahr und Herbst ein. In jeder Phase machten seither meist mehr als 100 Sängerinnen und Sänger beim Chor mit. Den Namen „Maranatha“ wählte sich der Chor im Herbst 1992 aus mehreren Vorschlägen per Abstimmung.

Kennzeichen von Maranatha

- **Projektbezug:**

Jede Phase wird mit einem klaren Ziel begonnen: Die musikalische Gestaltung von Gottesdiensten steht im Vordergrund, hin und wieder ergänzt durch ein Konzert. Der Zeitrahmen ist klar abgesteckt: An acht Proben (immer sonntags von

17.30 Uhr bis 19.30 Uhr) schließen sich zwei Wochenenden, an denen wir in Gemeinden singen, aus denen unsere Teilnehmerinnen und Teilnehmer kommen oder die uns ausdrücklich eingeladen haben. Neben der Gestaltung von katholischen, evangelischen oder ökumenischen Gottesdiensten gehört auch die Mitwirkung bei Festgottesdiensten, gelegentlich bei zentralen, diözesanen oder regionalen Veranstaltungen sowie die Teilnahme an Katholikentagen und Kirchentagen dazu. In jeder Phase ist ein neuer Einstieg möglich, ebenso der Ausstieg nach einer Phase. An- und Abmeldung ist nicht erforderlich. Wir bieten also die größtmögliche Freiheit, erwarten aber im Gegenzug, dass wir uns auf jeden, der sich für eine Phase entscheidet, auch fest verlassen können. Der Projektbezug hält dabei eine notwendige Spannung aufrecht, da die Kräfte und kreativen Ideen auf ein klares Ziel hin gebündelt werden. Der Nachteil ist, dass wir kein festes Repertoire aufbauen und bei Anfragen nicht kurzfristig reagieren können, da wir immer an das Programm der laufenden Probephase gebunden sind.

- **Gemeinschaft, offene Binnenstruktur:**

Seit 1991 haben über 2000 Personen irgendwann einmal bei Maranatha mitgesungen. Der Chor hat sich zu einem Netzwerk von Christinnen und Christen in der Region Buchen entwickelt. Ein treuer Kern bildet das verlässliche Gerüst des Projektchores. Dadurch entsteht eine Kontinuität, die die im Konzept angelegte Unverbindlichkeit ausgleicht. Die musikalische Arbeit teilen sich derzeit die drei Chorleiter Johannes Brennfleck, Magnus Balles und Jochen

Schwab. Maranatha hat keinen gewählten Vorstand, sondern ein offenes, engagiertes Team, das Entscheidungen trifft und die vielfältigen Aufgaben anpackt. Entscheidend ist, dass wir nicht für ein bestimmtes Amt eine Person suchen, die eine definierte Aufgabe schultert. Vielmehr können wir von den Begabungen der Sängerinnen und Sänger ausgehen und Räume öffnen, diese Begabungen und Talente für die Ziele der Gemeinschaft einzubringen. Grundsätzlich kann jeder mit Anregungen auf einen Chorleiter zugehen. Wir laden jedes Jahr zu einer offenen Reflexionsrunde ein. Von den Teilnehmenden dieses Kreises wird lediglich die Bereitschaft erwartet, selbst mitanzupacken und mitzuhelfen, Verbesserungen umzusetzen.

- **Musikstil:**

Anfang der 90er-Jahre war es noch relativ neu, neue geistliche Lieder in einem Chor, begleitet von einer Band zu singen. Die Chorleiter suchen nach Liedern, die in Melodie, Rhythmik und Harmonie weder banal sind noch die Leistungsfähigkeit des Projektchors dauerhaft übersteigen. Außerdem sollen die Texte in unserer Zeit verständlich sein. Seit dem Jahr 2000 komponiert Chorleiter Jochen Schwab für den Chor und vertont u. a. Texte von Raphaela Soden (z. B. die Messe „Das Leben wählen“). Dies hat die Identität des Chors geschärft und die Auseinandersetzung mit den eigenen Inhalten vertieft. Immer wieder haben sich uns auch professionelle Musiker zur Unterstützung angeboten, wodurch die Qualität der Band auf ein beachtliches Niveau gehoben werden konnte.

- **Mitwirkende, Glaubenszeugnis:**

Das Zusammenführen von Menschen war und ist ein wichtiges Ziel der Idee von Maranatha. Die Sängerinnen und Sänger kommen aus der ganzen Region Buchen, Einzelne sogar aus den

Bereichen Würzburg, Heidelberg und Karlsruhe. Bei Maranatha darf jede und jeder mitmachen. Alter, Religion und Konfession sowie die Gesangserfahrung spielen keine Rolle. Das schränkt das Leistungsvermögen und damit das mögliche Niveau zwar weiter ein, der soziale Aspekt ist aber ein Wesensmerkmal: Arbeitslose und Führungskräfte, Schüler und Lehrer, Eltern und Kinder singen in einer großen Gemeinschaft vereint. Insgesamt entwickelte sich im Laufe der Jahre ein eigener „Maranatha-Geist“, der nach Rückmeldung vieler Freunde auch von außen zu spüren ist und auch erklärt, weshalb so viele Mitglieder sich über das Singen hinaus für den Chor engagieren.

- **Offenheit:**

Maranatha ist für alle offen, auch für Suchende und Zweifelnde oder für Menschen, die sich in Bezug auf ihre kulturelle Identität als Christinnen und Christen einordnen, sich im Alltag aber nicht mit den Inhalten des Christentums auseinandersetzen. Nach der Gründungsphase wurde im Chor die Frage diskutiert, wie wir mit Sängern umgehen sollen, die sich nicht als Christen bekennen können, aber einfach Spaß und Freude an der Gemeinschaft haben. Heute ist es Konsens, dass es jedes Mitglied mit sich ausmachen muss, ob es die genannten Ziele von Maranatha durch seine Stimme unterstützen kann. Anstatt zu urteilen, wollen wir durch die Offenheit des Chores eine Möglichkeit bieten, eine christliche Gemeinschaft niederschwellig kennenzulernen und zu erleben. In einem „Wir über uns“ legen wir fest, wie sich der Chor als Ganzes versteht. Wir wollen durch unser Singen und Musizieren, durch die Liedtexte und die Begeisterung beim Singen Zeugnis ablegen von dem, was uns trägt und bewegt. Die Homepage des Chores, CDs, ein eigenes Liederbuch mit geistlichen Liedern von Jochen Schwab und

unser Youtube-Kanal unterstützen dieses Ziel, Zeugnis zu geben.

• **Ehrenamt, karitative Elemente:**

Jede Tätigkeit, auch die der Dirigenten und der Musikerinnen und Musiker, wird im Ehrenamt ohne jede Aufwandschädigung absolviert. (Dass dies kein grundsätzliches Vorbild für kirchliches Engagement sein kann, lässt sich allein daran ableiten, dass unsere Dirigenten und Musiker selbst von hauptamtlichen Musikern ausgebildet wurden.) Durch Spenden konnte sich der Chor eine eigene Verstärkeranlage und Bühnenteile leisten. Immer wieder führen wir Benefizaktionen durch Konzerte oder Spenden-sammlungen nach Gottesdiensten durch, wodurch wir Spenden im Gesamtwert von 30.000 Euro für karitative Zwecke sammeln konnten. Unterstützt wurden u. a. die Bahnhofsmission Würzburg, der Arbeitskreis Asyl Buchen, der Hospizverein Walldürn, Eine-Welt-Projekte des Burghardt-Gymnasiums, die Lebenshilfe Bu-

chen, die Sozialstation Buchen, die Tagespflege Walldürn, die Notfallseelsorge des Neckar-Odenwald-Kreises und der Wiederaufbau der durch Brand zerstörten Limbacher Kirche.

• **Zukunft:**

In nunmehr 26 Jahren sind wir aus dem jugendlichen Alter herausgewachsen zu einem Chor, der alle Altersklassen aufnimmt, auch Seniorinnen, Senioren und Kinder. Teilweise singen ganze Familien bei Maranatha mit. Immer wieder haben wir auch junge Dirigenten angesprochen und zur Mitwirkung bewogen. Allerdings entwickelt Maranatha nicht den Anspruch, in der jetzigen Form immer bestehen zu müssen. So wie die Gründergeneration es sich „herausgenommen“ hat, als Basisprojekt ihre eigene zeitgemäße Sprache zum Lob Gottes zu finden, wird dies von den Verantwortlichen auch der folgenden Generation zugestanden werden. Dies kann eine Fortentwicklung von Maranatha sein oder eine neue, noch nicht erdachte Form.

Seid stets bereit

Text: 1 Petr 3,15
Musik: Jochen Schwab (2009)

- Kanon zu zwei Stimmen -

1. E (G#m) (G#m7) F#m H7 E
Seid stets be - reit, je - dem Re - de und Ant - wort zu ste - hen

2. E (G#m) (G#m7) F#m H7 E
der nach der Hoff - nung fragt, die euch er - füllt.

Jochen Schwab

Jochen Schwab, geb. 1969, Schulleiter am Burghardt-Gymnasium in Buchen; Nebenberuflicher Kirchenmusiker und Chorleiter beim regionalen Chor Maranatha

Kontakt: jochen@chor-maranatha.de



Mut zur Lücke

Heute bin ich sehr froh um die Entscheidung, die Johanneskirche in Freiburg als Kunstkirche zu profilieren. Es ist nicht so, dass ich kein Faible für Kunst hätte, im Gegenteil: Ich gehe seit Jahren gerne in Ausstellungen und habe mir sogar das eine oder andere Kunstwerk angeschafft, das nun meine Wohnung ziert.

Aber als die Anfrage kam, mich auf ein Projekt „Kirche und Kunst“ einzulassen, habe ich erst einmal dicht gemacht. Denn auch mein Kalender ist dicht mit all den vielen Regularien, die das Arbeitsvolumen eines Pfarrers ausmachen. Dazu kam, dass ich neu an der Stelle und alles andere in meinem Blick war, außer eine der vier Kirchen meiner Seelsorgeeinheit als Kunstkirche zu profilieren.

Der anfragende Künstler gab nicht nach. Wir blieben im Austausch und irgendwann gesellten sich weitere Personen zu unserer Runde dazu: ein Gemeindemitglied, im Hauptberuf Architekt (wie interessant), und ein Gemeindemitglied, im Hauptberuf Kunsthistorikerin (welch schöne Fügung). Die Gespräche wurden jedes Mal gleichzeitig interessanter und herausfordernder. Irgendwann stellte ich fest, dass ich mir gerne die Zeit nahm und bereichert aus den Terminen herausging. Das hat sich noch gesteigert, als wir uns für das Thema Licht entschieden hatten, diese Urmetapher, die mich auch theologisch-spirituell faszinierte. Mit der Entscheidung für die Lichtinstallation kam noch eine weitere Person in die Arbeitsgemeinschaft, die professionelle Erfahrungen mit dem Organisieren und Durchführen von Ausstellungen hat. Wir waren nun komplett und fanden auch einen Künstler, der mit „Lightfall“ eine wunderba-

re Installation in die Kirche gezaubert und damit zahlreiche Menschen, die sie sich anschauten, bezaubert hat. Dreitausend Menschen kamen in einer Woche.

Was habe ich gelernt? Vor allem ist es die Erkenntnis, dass ich eine Lücke zugelassen habe, durch die sich mein Blick erweitern konnte. Ich habe diese Lücke zuerst gar nicht wahrgenommen – vor lauter Beschäftigtsein mit meinen Themen und Prioritäten sowie der Fülle, die mein pastorales Tun mit sich bringt. Es gibt immer mehr als genug zu überlegen, zu planen und zu tun. Letztlich ist man mit dem „Programm“ schon mehr als ausgelastet. Wer nimmt da noch wahr, dass er sich in einem Tunnel befindet?

Rückblickend ist es natürlich mein Interesse für Kunst, das mich verlockte dranzubleiben, aber mehr noch ist es der entstandene „Ideenraum“ der Menschen in dieser Gruppe, die sich heute „Arbeitsgemeinschaft Kirche und Kunst an der Johanneskirche“ nennt. Offensichtlich ist es uns – und wir sind alle Menschen mit vollen Terminkalendern – gelungen, bei unseren Zusammenkünften eine Atmosphäre zu schaffen, die unsere Kreativität weckte und Ideen sprühen ließ. Dabei ging es nicht ohne Anstrengung und kontroverse Diskussionen zu, aber immer hatte ich den Eindruck, wir waren alle mit viel Spaß und Esprit bei der Sache. Markant ist für mich, dass unsere Treffen behutsam so terminiert werden, dass genügend Zeit bleibt für das gemeinsame Ringen – Tee und feines Gebäck dürfen nicht fehlen. Die Atmosphäre ist somit irgendwie „außerdienstlich“, die Arbeitszeituhr läuft anders (läuft sie überhaupt?), es fühlt sich an, als sei man in einem gemeinsamen Raum der

Kreativität. Vor Jahren habe ich bei Dieter Funke über den „intermediären Raum“ gelesen, einen Raum, in dem Kunst und Kreativität, Kultur und Religion ihren Ursprung haben. „Dieser Zwischenbereich gehört weder zur psychischen Innenwelt noch zur äußeren Realität, sondern stellt einen eigenständigen dritten Bereich zwischen Subjekt und Objekt dar“ (Funke, Dieter: Im Glauben erwachsen werden, München 1990). Irgendwie habe ich den Eindruck, unsere AG vermag diesen Raum zu schaffen. Jedenfalls sind wir uns alle einig, dass wir das Projekt Kunst und Johanneskirche weiterentwickeln werden. Ich bin sehr gespannt, was uns noch alles einfallen wird.

Fazit: Kreativität lässt sich nicht herstellen, sie ist unverfügbar und stellt sich oft gerade da nicht ein, wo auf Befehl gute Ideen entstehen sollen. Sie ist zweckfrei und folgt nicht gruppenspezifischen Regeln und Einsichten, schon gar nicht lässt sie sich auf Zeitfenster und Denkmuster ein. Ich lerne mehr und mehr, im Zusammensein mit Menschen einen Raum offenzuhalten, in dem Ideen entstehen können. Das hat viel mit der sichtbaren und spürbaren Atmosphäre dieses Raumes zu tun, aber auch mit meiner inneren Stimmigkeit und dem „Mut zur Lücke“. Nicht einfach zu realisieren, aber sehr lohnenswert.

Michael Schweiger

Pfarrer Michael Schweiger ist der Leitende Pfarrer der Kath. Kirchengemeinde Freiburg-Wiehre-Günterstal

Kontakt: pfarrer.schweiger@kath-wiehre-guenterstal.de



Material- und Literatursammlung

Dessoy, Valentin/Lames, Gundo (Hg.): „Siehe, ich mache alles neu“ (Off 21,5). Innovation als strategische Herausforderung in Kirche und Gesellschaft. Gesellschaft und Kirche – Wandel gestalten, Band 2. Paulinus Verlag. Trier 2012

Dürr, Walter/Kunz, Ralph (Hg.): Gottes Kirche re-imaginieren: Reflexionen über die Kirche und ihre Sendung im 21. Jahrhundert, Münster 2016

Elhaus, Philipp/Hennecke, Christian (Hg.): Gottes Sehnsucht in der Stadt: Auf der Suche nach Gemeinden für Morgen, Würzburg 2011

Errichiello, Oliver: „Die Kirchen drücken sich, ihren Markenkern herauszuarbeiten“, im gleichnamigen Interview im Deutschlandfunk, abrufbar unter: www.deutschlandfunk.de/markensoziologe-die-kirchen-druecken-sich-ihren-markenkern.886.de.html?dram:article_id=401883 [Stand: 30.01.2018]

Feiter, Reinhard/Müller, Hadwig (Hg.): Frei geben, Ostfildern 2012

Finney, John T.: To Germany with Love: Ein anglikanischer Blick auf die deutsche und die englische Kirche, Neukirchen-Vluyn 2011

Fresh Experiences of Church, Lebendige Seelsorge 1/2013

Hennecke, Christian: Neue Gemeindeformen und -ideen etablieren, in: Sellmann, M. (Hg.), Gemeinde ohne Zukunft? Theologische Debatte und praktische Modelle: Theologie Kontrovers, Freiburg u. a. 2013, S. 269–286

Hennecke, Christian/Viezens, Gabriele: Der Kirchenkurs: Wege zu einer Kirche der Beteiligung, Würzburg 2016

Herbst, Michael (Hg.): Mission bringt Gemeinde in Form, Neukirchen 2006

Hundertmark, Peter: Gemeinden gründen! Skizzen für eine Selbstorganisation der Christgläubigen, Annweiler 2014

Hundertmark, Peter/Schönemann, Hubertus (Hg.): Pastoral hinter dem Horizont, Kamp kompakt 6, 2017

Müller, Sabrina: Fresh Expressions of Church: Ekklesiologische Beobachtungen und Interpretationen einer neuen kirchlichen Bewegung, Zürich 2016

Sobetzko, Florian/Sellmann, Matthias: Gründerhandbuch für pastorale Start-ups und Innovationsprojekte, Würzburg 2017

Zulehner, Paul M./Rossberg, Eckehard/Hennersperger, Anna: Mit Freuden ernten: Biblisches Saatgut für Zeiten und Prozesse des Übergangs, Ostfildern 2013

Material

Einen guten Überblick zum Thema „Schulpastoral“ finden Sie unter www.schulpastoral.org

Innovative Projekte und Themen finden sich bei:

www.kirchehochzwei.de

www.pastorale-innovationen.de

www.kamp-erfurt.de

www.lokale-kirchenentwicklung.de

www.alphakurs.de

Medienliste

Zwischenrufe

Videoclips, Deutschland, 2016, Eignung ab 14 Jahren

„Zwischenrufe“ nimmt als Publikationsreihe und in Form von Videoclips Themen, Inhalte und Ansichten in den Blick, die für eine Pastoral der Zukunft relevant sind. Die Filme wollen zum Gespräch und zur Auseinandersetzung anregen, einen Austausch über Visionen in den Gemeinden fördern und so den Prozess der pastoralen Weiterentwicklung der Seelsorgeeinheiten unterstützen. Diese Reihe richtet sich an alle, die hauptberuflich im pastoralen Dienst tätig sind, sowie ehrenamtlich Mitarbeitende.

1. Wozu ist Kirche da? (4:48 Min.) Wozu ist Kirche da? Diese Frage stellen sich heute immer mehr Menschen. Was bringt Kirche eigentlich, wie sehen ihre Aufgaben aus, wen spricht sie an, wo ist sie verortet? Auch unter Christinnen und Christen spielen diese Anfragen eine wachsende Rolle. – Dieser Clip möchte dazu ermutigen, sich intensiver mit der eigenen Wahrnehmung der Thematik auseinanderzusetzen. Dazu werden verschiedene Interpretationsräume eröffnet, die die Vielschichtigkeit des „Wozu“ der Kirche anzeigen.
2. Auf Entdeckungsreise im Sozialraum (5:15 Min.) Ein Sozialraum ist von Vitalität und Pluralität geprägt. Ihn kennzeichnen die Menschen und Einrichtungen, die ihn bespielen. Welche Bedeutung hat er aber für eine Kirche, die – wie Papst Franziskus sagt – sich „vollständig in die Gesellschaft eingliedern“ will? – Dieser Clip möchte dazu ermutigen, den je eigenen Sozialraum (neu) zu entdecken. Was macht ihn aus, welche Ressourcen lassen sich hier finden und wie sind diese für ein gemeinsames Miteinander fruchtbar zu machen?
3. Getauft im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes (2:42 Min.) „Ich taufe dich im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes.“ Mit dieser Formel werden Menschen in die Gemeinschaft der Kirche aufgenommen, werden sie Glied des einen Leibes Christi (1 Kor 12). Was bedeutet es aber, getauft zu sein? Und welche Möglichkeiten, aber auch Aufgaben hängen damit zusammen? Dieses Video möchte dazu aufrufen, sich Gedanken über ein Taufbewusstsein zu machen, das immer wieder neu in der Welt entdeckt werden möchte.
4. Tradition und Innovation (6:19 Min.) „Früher war alles besser!“ – Wirklich? Tagtäglich stehen Menschen vor Innovationen und müssen sich dazu verhalten. Neue Kommunikationsmöglichkeiten, Arbeitsweisen und Lebensstile entstehen. Gleichzeitig sind sie geprägt von den ererbten Traditionen, von denen manche unaufhebbar und andere veränderbar scheinen. Auch Christinnen und Christen stehen in dieser Spannung und sind aufgefordert, mit dieser kreativ umzugehen. Dieser Clip möchte dazu ermutigen, über die Bedeutung von Tradition und Innovation in Kirche und Gesellschaft nachzudenken.

>>> Dieser Titel im Medienportal: <https://www.medienzentralen.de/medium40555>



Erzdiözese
Freiburg

im Erzbischöflichen Seelsorgeamt
Okenstraße 15
79108 Freiburg i. Br.

Unsere Öffnungszeiten

Montag	12.30 – 17.00 Uhr
Dienstag	12.30 – 17.00 Uhr
Mittwoch	13.30 – 17.00 Uhr
Donnerstag	16.00 – 19.00 Uhr

Telefon: 0761/5144-252
Telefax: 0761/5144-76252
Mail: mediathek@seelsorgeamt-freiburg.de

Medienausleihe:

- Ausleihzeit:
14 Tage + Verlängerung: 7 Tage
- persönliche Abholung für
Freiburg und Umgebung
- Zusendung im Bereich der
Erzdiözese: Porto für Hinweg
übernimmt Mediathek; Kosten
für Rücksendung trägt Entleiher

www.mediathek-freiburg.de

www.medienzentralen.de
Portal für Verleih & Download

Aufbrüche und Entwicklungen

Aufbrüche in der Kirche

Lokale Kirchenentwicklung ganz praktisch

Dokumentarfilm, 50 Min., Deutschland, 2013, Eignung ab 14 Jahren

Diese 13 Clips zu Projekten im Bistum Hildesheim sind ein kleines Album von Erfahrungen zur Vielfältigkeit des Aufbruchs. Die Clips sollen inspirieren, selber eigene Entwicklungen anzustoßen, da, wo Menschen es brauchen. Die Filme haben eine Laufzeit von jeweils ca. 4 Minuten und umfassen folgende Themen:

- „Exodus“: eine wandelnde Gottesdienstgemeinde, eine junge Liturgie und viel Musik
- „Kindertagesstätte St. Gabriel“: viele kleine Aufbrüche im Glauben und Gemeinschaftsleben – jeden Tag aufs Neue
- „MoWaCuxland“: Biker unterwegs zu Gott, mit Motorradsegnung und Messe – ein ökumenischer Weg
- „Preacher Slam“: „Wie viel Glaube braucht der Mensch?“ – vier kirchliche und vier säkulare Slammer auf Antworthuche
- „Gemeindekatechetischer Sonntag“: viele Angebote zum Thema „Glaube und Kirche“ für Jung und Alt
- „Schüler + Lotse“: Starthilfe in die Schule – Firmen stellen „Migrationslotsen“ für Erstklässler
- „soul side linden“: Kirche mit und für Suchende mit vielen ungewöhnlichen Angeboten
- „fairKauf“: Mitarbeiter, Ehrenamtliche und Kunden gemeinsam für eine gerechtere Zukunft
- „Tage religiöser Orientierung“: jenseits des Lehrplans – Zeit für die wichtigen Fragen der Schülerinnen und Schüler aller Religionen und Konfessionen
- „Kleine Christliche Gemeinschaft“: gemeinsames Gebet und Engagement für die Menschen vor Ort
- „Treffpunkt Gott“: den Glauben kennenlernen im offenen Austausch aller Generationen
- „72 Stunden Aktion“: 170.000 katholische Jugendliche in Deutschland, 72 Stunden Zeit, viele soziale Aktionen – ein Beispiel
- „Katechesekirche“: Kloster Marienrode Information: Glaube intensiv – persönlicher Austausch und Stille an mehreren Wochenenden

>>> Dieser Titel im Medienportal: <https://www.medienzentralen.de/medium11159>

Diakonisch missionarisch Kirche sein

Dokumentarfilm, 24 Min., Deutschland, 2010, Eignung ab 12 Jahren

Der Film zeigt mit Beispielen aus der Diözese Rottenburg-Stuttgart, was es bedeuten kann, diakonisch missionarisch Kirche zu sein. – Im Hospiz St. Martin in Stuttgart-Degerloch, in der Tagesstätte für Wohnungslose am Olgaek in Stuttgart, bei der Begleitung von Jugendlichen in der Jobpatenschaft oder im Zentrum des Zuhörens in der Citykirche Reutlingen engagieren sich Menschen für Menschen. – Zentrum und zugleich Ausgangspunkt dieses diakonischen Handelns ist die Gründonnerstagsliturgie, die den Rahmen für den Film darstellt.

>>> Dieser Titel im Medienportal: <https://www.medienzentralen.de/medium141>

Region im Aufbruch – Sieben Stationen einer missionarischen Entdeckungsreise

Dokumentarfilm, 57 Min., Deutschland, 2013, Eignung ab 16 Jahren

Die Filmsammlung bündelt ganz unterschiedliche Erfahrungen von Neuanfängen und Aufbrüchen, von Veränderungen aus Notwendigkeit, mit Experimenten infolge einer fesselnden Idee. Gemeinsam ist diesen Beispielen, dass sie die Kirche am Ort und in der Region bewegen und in Bewegung setzen. Das Begleitheft zeigt Vorschläge zum Einsatz in u. a. Konventen, Synoden, Leitungsgremien, Mitarbeiterunden und Kirchenvorständen.

1. Dillenburg und Herborn – Die Kooperation zweier hessischer Dekanate führt zur aktiv gestalteten Fusion (7:23 und 1:00)
2. Greifswald – Aufsuchende Arbeit im Plattenbaugebiet (6:49 und 0:59)
3. Heidelberg – Kurse zum Glauben – milieusensibel (7:18 und 0:50)
4. Neuffen – Kooperation in der Region (7:22 und 0:55)
5. Hetzdorf – (Internet-)Rosengarten in der Uckermark (7:43 und 0:54)
6. Potsdam/Berlin – Glaubenskurse (6:58 und 0:52)
7. Rietberg – Bibeldorf (7:19 und 0:59).

Die Hauptclips zeigen die Projekte vor Ort. Der zugehörige zweite Clip zeigt den entsprechenden Fachkommentar von Prof. Dr. Michael Herbst, Leiter des Instituts zur Erforschung von Evangelisation und Gemeindeentwicklung an der Uni Greifswald.

>>> Dieser Titel im Medienportal: <https://www.medienzentralen.de/medium41825>

Religiöse Kinderwoche 2015

In der katholischen Seelsorgeeinheit Mannheim Südwest

Dokumentarfilm, 11 Min., Deutschland, 2015, Eignung ab 14 Jahren

Eine besondere Freizeit findet seit 2009 in Mannheim statt: Kinder und jüngere Jugendliche kommen zu einer Religiösen Kinderwoche (RKW) zusammen. Gemeindeferentin Sandra Nitsche hat die religiös geprägten Freizeiten als eine besondere Form der Glaubensvermittlung aus der katholischen Kirche Ostdeutschlands übernommen. Im Jahr 2015 sind es 55 Kinder und Jugendliche in der Pfarrgemeinde Maria Hilf, die sich mit Petrus kreativ auseinandersetzen. Die religiös geprägte Freizeit findet im Gemeindezentrum statt: Übernachten, Essen, Singen, Beten und kreative Elemente; 10 Betreuerinnen und Betreuer machen das möglich. Die inhaltlichen Anregungen dafür kommen aus den Arbeitshilfen zu Religiösen Kinderwochen, die jedes Jahr vom St. Benno Verlag veröffentlicht werden. – Diese motivierende Dokumentation will dazu beitragen, dass Religiöse Kinderwochen als eine lebendige Form von Gemeinschaft-Erleben und Glauben-Teilen bekannt(er) werden.

>>> Dieser Titel im Medienportal: <https://www.medienzentralen.de/medium37812>

Provokationen und Handlungsimpulse

Die Einladung

Trickfilm, 3 Min., Großbritannien, 2007, Eignung ab 6 Jahren

Weihnachtsabend: Es ist bitterkalt, und die Menschen sind nach den letzten Besorgungen froh, zu Hause im Warmen zu sein. So mag auch niemand nach draußen gehen, als die Kirchenglocken zum Gottesdienst läuten. – Der Pfarrer wundert sich und macht sich auf den Weg zu den Leuten. Dort erfährt er, warum keiner kommt, und ihm wird auch klar, wie er das Problem lösen kann. Er bringt auf eine originelle Weise Wärme in den Kirchenraum, die Leute kommen und sind glücklich. Ein in der Gestaltung einfach gehaltener Animationsfilm, der als Impuls für ein Nachdenken und Sprechen über Glaube, Gemeinde, Kirche ideal ist. Die Symbolik ist naheliegend: Kälte, Wärme, Leere, Einladung.

>>> Dieser Titel im Medienportal: <https://www.medienzentralen.de/medium9981>

Amen

Trickfilm, 5 Min., Deutschland, 2011, Eignung ab 14 Jahren

Heute ist ein guter Tag für eine Sonntagspredigt vor der Gemeinde, denkt sich der Dorfpfarrer und schreitet mit stolzer Brust auf die Kanzel. Doch ein Blick auf das Kirchenschiff zeigt ihm mal wieder gähnende Leere. Dann aber betritt ein alter Mann die Kirche und setzt sich mit wissbegierigem Blick auf die Bank. Begeistert legt der Pfarrer mit seiner euphorischen Predigt los – bis er dann doch ein wenig übertreibt.

>>> Dieser Titel im Medienportal: <https://www.medienzentralen.de/medium10137>

Der Unbekannte

Kurzspielfilm, 9 Min., Deutschland, Frankreich, 2004, Eignung ab 14 Jahren

Während des klösterlichen Weihnachtssessens klopft es an der Tür. Ein Unbekannter begehrt Einlass und wird zum Essen eingeladen. Der Unbekannte spricht nicht. Die Mönche entdecken Wundmale an seinen Händen. Es muss Jesus Christus sein. Die Freude ob der Entdeckung hält sich jedoch merkwürdigerweise in Grenzen. Die Mönche zeigen sich mit der Situation überfordert. Zunehmend verunsichert bitten sie ihn, das Kloster zu verlassen, um im Gebet Rat zu erleben. Nur ein alter, blinder Bruder protestiert: vergeblich. Ohne Worte lässt der Unbekannte die Gemeinschaft zurück ...

>>> Dieser Titel im Medienportal: <https://www.medienzentralen.de/medium10080>

Rollen und Wahrnehmung

Mobile

Trickfilm, 7 Min., Deutschland, 2010, Eignung ab 6 Jahren

Eigentlich beginnt alles ganz harmlos. Eine große, dicke Kuh hängt einsam und alleine auf der einen Seite eines Mobiles. Wie gut haben es da Hund, Schwein, Hühner, Schafe und Maus. Sie können zusammen sein – doch genau auf der anderen Seite des Mobiles. Und das ist auch gut so, wenn es nach der Meinung dieser Tiere geht. Die Kuh sehnt sich nach Gesellschaft. Doch wie soll sie Kontakt zu den anderen aufnehmen? Aber wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg.

>>> Dieser Titel im Medienportal: <https://www.medienzentralen.de/medium267>

Boden der Realität

Trickfilm, 6 Min., Deutschland, 1996, Eignung ab 14 Jahren

Zwei einander unbekannte Passanten treffen sich auf der Straße. Nach intensiver Musterung stellen sie fest, dass sie äußerlich sehr ähnlich sind. Nur eins ist merkwürdig: Sie begegnen sich auf unterschiedlichen Ebenen und schauen insofern auch aus unterschiedlichen Blickwinkeln aufeinander. Nach einiger Zeit geraten sie in Streit; jeder möchte den anderen auf seinen Standpunkt hinüberzwingen. – Auch auf dem Kurzfilme-Sampler zum Thema „Werte“ (4801236) verfügbar.

>>> Dieser Titel im Medienportal: <https://www.medienzentralen.de/medium20589>

Meinungsverschiedenheiten

Kurzspielfilm, 5 Min., Deutschland, 2014, Eignung ab 12 Jahren

In einem Gerichtssaal werden drei Personen zu den Beschädigungen in einem Fahrstuhl vernommen: ein älterer Mann, ein jüngerer Mann und eine Frau. Sie schildern jeweils aus ihrer eigenen Sicht, wie sie zusammen im Fahrstuhl steckengeblieben sind. Doch obwohl die Geschichte gleich beginnt, bewegt sie sich in sehr unterschiedliche Richtungen – denn jeder hat die Situation sowie die Gefühle der Mitbeteiligten völlig anders wahrgenommen. Als ein vierter Mann aussagt, wird deutlich, dass dessen Anwesenheit im Fahrstuhl nicht einmal bemerkt wurde.

>>> Dieser Titel im Medienportal: <https://www.medienzentralen.de/medium40186>

Frontiere

Trickfilm, Kurzfilm, 5 Min., Deutschland, 1997, Eignung ab 10 Jahren

Wüste, gleißendes Sonnenlicht. Zwei Gestalten gehen aufeinander zu. Nein, es kommt nicht zum ultimativen Waffenduell, wie in „Highnoon – 12 Uhr mittags“, einem der Westernklassiker der Filmgeschichte. Doch die beiden Figuren haben offensichtlich dennoch ein massives Problem: Sie kommen nicht aneinander vorbei, weil keiner einen Schritt zur Seite tun will. Es kommt, wie es kommen muss: Stress, Gerangel und zwei gleichzeitige Faustschläge, die beide rücklings auf den Wüstenboden werfen. Und dann wird „aufgerüstet“: Mauern entstehen, beide grenzen eifrigst ihr vermeintliches Terrain ab. Und so verlieren Sie sich zusehends im Geflecht der Gänge zwischen den je eigenen, mehr als mannshohen Mauern. Und das Ende dieses Animationsfilms mit Knetfiguren? Einsamkeit und ein Hilferuf nach dem anderen. Beide hören sich und die Kameraperspektive von oben lässt erkennen: Sie sind wirklich nah beieinander, doch die aufgebauten Mauern sind jetzt das Problem.

>>> Dieser Titel im Medienportal: <https://www.medienzentralen.de/medium69>

Institut für Pastorale Bildung

Karl Rahner Haus
Habsburgerstraße 107
79104 Freiburg

Telefon 0761-120 40-200
Fax 0761-120 40-5200

info@ipb-freiburg.de
www.ipb-freiburg.de

